Class F128

Book .S62.5

Copyright No.

COPYRIGHT DEPOSIT.

446
S-3-F

Flashlights

Flashlights

Momentaufnahmen
aus dem Leben einer amerikaniſchen Großſtadt

von

Georg von Skal

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

F129
.5
.S42

LIBRARY OF CONGRESS,
ONE COPY RECEIVED
NOV 18 1905
No. 118.
Under Act of March 3, 1905.

Alle Rechte vorbehalten

Published October 29th nineteenhundred and five. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3 rd, nineteenhundred and five by Egon Fleischel & Co.

Inhalt:

Der Diamanten-Jim 1
Um einen Federstrich 13
Weihnachtsfeier in der Pension 31
Der Herr Hofmarschall 47
Ein Heldentod 57
Schiffbruch 67
Im letzten Augenblick 77
Die große scharfe Scheere 103
Glatte Bilanz 119
Belohnter Pflichteifer 129
A perfect gentleman 143
Kaisers Geburtstag 153
Die Liebe glaubet alles 167
Des Vaters Segen 183
Das vereitelte Duell 191
Beinahe verlobt 207
Alte Liebe rostet nicht 221

Der Diamanten-Jim

Wo die Küsten von Long Island und Staten Island sich auf wenige tausend Schritte nähern und eine Meerenge den inneren Hafen New Yorks mit dem äußeren verbindet, da steht auf steilem Uferrand das Haus des Arztes, dessen Pflicht es ist, die ankommenden Schiffe und ihre Mannschaft zu untersuchen. Unterhalb des Hügels, auf dem schmalen, steinigen Streifen, der bei hohen Fluten von den Wogen des Meeres überspült ist, steht ein kleines, zweistöckiges Bretterhäuschen, in dessen oberem, durch eine außen angebrachte Treppe zugänglichem Stockwerke sich die Telegraphenstation befindet, welche die Ankunft der Schiffe meldet, sobald sie vom Leuchtturm auf Fire Island gesehen werden. Das untere Stockwerk ist zum Aufenthaltsort für die Männer eingerichtet, deren Beruf es ist, an Bord der herankommenden Fahrzeuge zu gehen, um dem Kapitän beim Ordnen seiner Papiere behilflich zu sein, und sich seine Kundschaft für die Rheder oder Proviant-

lieferanten, welche sie vertreten, zu sichern. In den langen Stunden des Wartens beschäftigen sich die ‚Runners', wie sie genannt werden, mit Kartenspiel und Erzählen von Anekdoten, oder sie sammeln das in großen Mengen angeschwemmte Treibholz.

Die Sonne war nach wochenlangem Nebel und Regen zum ersten Male aus den Wolken hervorgetreten, und das schöne helle Frühlingswetter hatte alle ins Freie gelockt, als ich mich dem erwähnten Schuppen zuwandte, um eine Stunde mit den etwas ungeschliffenen, aber biederen Gesellen zu verplaudern, die unermüdlich im Erzählen abenteuerlicher Erlebnisse zu sein pflegen, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, die Gurgeln feucht zu erhalten. Vor der Türe des Häuschens fand ich den alten Kapitän — weshalb er Kapitän genannt wird, weiß ich nicht, denn er hat in seinem Leben nie ein größeres Fahrzeug kommandiert, als eine zweirudrige Jolle — auf einem alten Mastbaum sitzend und behaglich sein kurzes Pfeifchen schmauchend. Sein Blick war auf eine spanische Brigg gerichtet, welche eben den Anker ausgeworfen hatte, und da er meinen Gruß und einige Bemerkungen über das Wetter nur kurz erwiderte, wußte ich, daß der Alte etwas auf dem Herzen hatte und sich in seinem Ge-

dankengang nicht stören lassen wollte. Meine Vermutung und die eingeschlagene Taktik des Abwartens erwiesen sich als richtig, denn der Kapitän fing nach einer Weile ganz von selbst an und sagte, mit der Pfeife auf die Brigg zeigend:

„Der alte Kasten da weckt Erinnerungen, die ich längst begraben glaubte, und da das ganze Dorf die Geschichte kennt, wenn die meisten auch nicht mehr an sie denken, und Ihr immer gern zuhört, wenn die Kerle da drinnen" — er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Baracke — „ihre Lügen auftischen, so will ich Euch mal eine wahre Geschichte erzählen. Vor zwanzig Jahren war's hier anders. Damals kamen die Schiffe nicht einzeln oder zu zweien an, sondern in ganzen Flotten, und nach einer steifen östlichen Brise war kaum Platz genug im Hafen, um Ankergrund zu finden. Damals brachten auch die Kapitäne noch nicht die Orders mit, zu welchem Rheder sie gehen und wo sie ihren Proviant kaufen sollten. Sie hatten freie Hand, und wir Runners arbeiteten nicht für kargen Wochenlohn, sondern für gute Kommission. Es war die reine Freibeuterei, und in uns steckte ein gut Teil von Piraten. Den ganzen Tag lagen wir in unseren Booten draußen im Hafen, und wenn sich ein Fahrzeug blicken ließ, dann hieß es, der erste

an Bord sein. Und das nützte auch nicht immer, denn wenn drei oder vier zugleich auf Deck geklettert waren, dann überbot man sich gegenseitig mit Anerbietungen und Bemühungen, um die Kundschaft des Kapitäns zu erlangen. Ohne Streit ging's auch nicht immer ab, und oft genug entschied die Faust, wer der Gewinner sein sollte. Dann gab's blutige Köpfe, und gar mancher flog über Bord und mußte von seinen im Boote wartenden Genossen aus dem Wasser gefischt werden. Die Kapitäne wußten das auch; viele freuten sich, wenn sie einen guten Kampf zwischen den Runners mit ansehen konnten; andere wieder gaben sich alle Mühe, uns fern zu halten. Ich sag Euch, Herr, es war keine Kleinigkeit, bei hoher See auf so ein Schiff zu klettern. An der Leeseite standen die Matrosen, um dem ersten, der über die Bollwerke steigen wollte, mit den Handspeichen eins über den Kopf zu versetzen, und wenn man sich von der anderen Seite näherte, lief man Gefahr, von einer Welle gegen das Fahrzeug geschleudert zu werden. Da stand man mit dem Bootshaken auf dem Sitzbrette, ein Wurf und der Haken mußte am Bollwerke sitzen, denn das Boot mußte schnell fortgerudert werden, ehe die nächste Welle kam, die es sicher an der Schiffsseite zerschmettert hätte. Mehr als einmal

habe ich da gehangen, unter mir die See und vor mir die steile Schiffswand, nichts als ein Tau in der Hand, um hinauf zu klettern, und nicht wissend, ob da oben nicht ein blutdürstiger Portugiese auf die Gelegenheit lauerte, mir einen Hieb über den Schädel zu geben. Es waren tolle Zeiten, aber wir waren jung und verdienten Geld, viel Geld. Freilich, übrig blieb davon nichts, denn so tollkühn und sorglos wir in unserem Berufe waren, so leichtsinnig gingen wir auch mit dem schwer erworbenen Gelde um. Die öde und verlassene Kneipe, in der da drüben jetzt der alte Irländer ein kümmerliches Dasein fristet, war dazumal eine Goldgrube. Nacht für Nacht tobten wir da, tranken und spielten und rauften wohl auch, daß es blutige Köpfe gab. Aber ehrliche Kerle waren wir alle — bis auf einen. Wir nannten ihn den Diamanten-Jim, weil er immer eine Menge der glitzernden Steine an sich trug. Ob sie echt waren, weiß ich nicht, aber sie glänzten und sahen schön aus. Wir andern gaben nicht viel auf schöne Kleider; wie wir auf dem Wasser fuhren, so gingen wir auch auf dem Lande: Zeug, das die Nässe abhalten und einen Puff vertragen konnte, war für uns gut genug. Aber Jim, der war immer fein und ging selbst aufs Geschäft mit weißem Kragen und Manschetten. Den Schnurrbart hatte er immer

fein gewichst und seine freie Zeit brachte er damit zu, den Mädchen schöne Worte zu geben. Und er hatte Glück bei den Gänsen, der Lump. Sie liefen hinter ihm her, wie die Schafe hinter dem Leithammel, und als es hieß, er wolle die Tochter von dem reichsten Fleischer im Dorfe heiraten, da sah man nichts als rotgeweinte Augen. — — —

„Noch einer war da, der selten mit uns zechte; der Andrew. Er war ein stiller Mensch, der in einem kleinen Häuschen — Ihr könnt's von hier nicht sehen — mit seiner Schwester wohnte. Die Annie führte ihm die Wirtschaft, und sie war ein braves Mädchen, fleißig, immer guter Dinge, hübsch und schlank wie eine Tanne. Wir freuten uns immer, sie zu sehen, und keiner wagte, mit ihr anzubinden, denn ans Heiraten dachten wir damals noch nicht und mit dem Andrew seiner Schwester Spiel zu treiben, das hätte auch der Leichtsinnigste von uns nicht übers Herz gebracht. Und als ein frecher Bursche behauptete, der Diamanten-Jim schliche sich zur Annie ins Haus, wenn die anderen auf das Wasser gegangen, da konnte er nicht schnell genug aus der Tür, um einer Tracht Prügel zu entgehen. Er hatte aber die Wahrheit gesprochen, und bald wußte es der ganze Ort — nur der Andrew nicht. Wir liefen herum wie die nassen

Katzen, wenn er in der Nähe war, in der Angst, ihm etwas zu verraten.

„So ging es eine Weile, bis wir wieder mal zusammen zechten. Der Andrew war auch dabei, fröhlich und guter Dinge, bis ein vorlauter Bursche ihn fragte, ob er gehört habe, daß der Diamanten-Jim heiraten wollte. Der Andrew meinte, das ginge ihn nichts an, worauf der Kerl grinsend die Bemerkung hinwarf: ‚Ich meinte nur von wegen der Annie.‘ Herr, ich sage Euch, es war, als ob der Blitz in das Haus gefahren. Kein Laut ließ sich hören, das Blut stockte uns in den Adern, wir saßen wie gelähmt und schauten nur den Andrew an. Wir dachten, er würde den Schwätzer zu Boden schlagen. Er sprang auf, dunkelrot im Gesicht, die Adern auf der Stirne dick geschwollen, mit Augen, die ich nie vergessen kann, und erhob die Faust zum Schlage — aber er ließ sie wieder sinken, und ehe wir uns besinnen konnten, war er zur Türe hinaus. Wir stürzten uns auf den Verräter, und ich sage Euch, er war froh, als er unseren Fäusten entkommen war.

„Dann dachte ich an die Annie und den Andrew und was der wohl in seiner Wut getan haben mochte. Mit zwei Kameraden, die nüchtern geblieben waren, eilt' ich in sein Haus. Da lag das

Mädchen auf dem Boden im Nachtkleid und bewußtlos. Wie ich nachher hörte, hatte sie der Andrew aus dem Bett gerissen und wegen des Jim gefragt. Er sah wohl die Antwort in ihren Augen, denn er schlug sie zu Boden — das war alles, was sie wußte. Der Andrew war verschwunden — ich glaube, er hatte sich vor sich selbst und seiner Wut gefürchtet. Nachdem wir eine Nachbarin gerufen, damit sie für das Mädchen Sorge trage, liefen wir nach dem Wasser. Des Andrew Boot war fort, er war allein hinausgerudert, und da draußen lag der Spanier, den Ihr jetzt vor Euch seht. Wie die Brigg hereingekommen war, ohne daß wir etwas davon gehört hatten, weiß ich nicht. Daß der Andrew da hinüber gefahren, war uns klar, auch daß er in Gefahr war, denn wir kannten das Schiff und die wüsten Gesellen, die seine Mannschaft bildeten. Den Kerlen gegenüber brauchte man kaltes Blut, und das hatte unser Kamerad an dem Abend nicht. So entschlossen wir uns, hinaus zu rudern, aber es nützte uns wenig, denn ehe wir festmachen konnten, rief man uns zu, fern zu bleiben, und als Warnung pfiff uns eine Flintenkugel über die Köpfe. Wir kehrten unverrichteter Sache um und der Andrew blieb verschwunden. Bald darauf warf die Flut seine Leiche

ans Ufer; er hatte einen Hieb über den Kopf erhalten, mit einem Knüppel oder einer Handspeiche. Man meinte, die spanischen Schufte hätten ihn ermordet, und das wird auch wohl so sein. Aber ich habe mir immer meine Gedanken darüber gemacht, daß der Diamanten-Jim die ganze Nacht auf der Brigg gewesen war und von dem Andrew nichts gehört oder gesehen haben wollte. Beweisen ließ sich gegen niemanden etwas, und da habe ich still geschwiegen. Der Jim hat's noch viele Jahre weiter getrieben wie bisher, obgleich er sich bald nach dem Vorfall verheiratete. Dann, als er das Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, ließ er sie mit fünf Kindern sitzen und lief davon. Er soll später in Mexiko von einem Manne, in dessen Haus er sich zur Nachtzeit geschlichen hatte, erschossen worden sein."

„Und die Annie?" fragte ich den Alten, als er geendet.

Die Züge des Kapitäns verrieten, daß er eine tiefe, innerliche Bewegung zu unterdrücken suchte, und es tat mir schon leid, die Frage an ihn gerichtet zu haben. Nach einer Weile aber wurde er ruhig, klopfte seine Pfeife aus und sagte:

„Ihr sollt auch das Ende hören. Ruhen werdet Ihr ja doch nicht, bis Ihr es wißt, und

jeder Mann im Dorfe kann es Euch erzählen. Als wir zurückkamen, war die Annie verschwunden. Niemand wußte, wohin. Ich machte mich auf den Weg, sie zu suchen, und ich fand sie. Ich kam gerade zur rechten Zeit, und obgleich das Mädchen ganz verzweifelt war und im Anfang auf nichts hören wollte, gelang es mir schließlich doch, sie mit mir fortzuführen. Ich brachte sie zu meiner Schwester, die oben im Staate verheiratet ist. Mit der Zeit wurde sie vernünftig, aber die frohe Laune ist ihr nie wieder gekommen. Es dauerte lange, ehe sie sich entschließen konnte, hierher zurückzukehren — aber ich konnte nicht fort, und da mußte sie wohl endlich einwilligen, nachdem der Jim weg war. Und jetzt," rief der alte Kapitän und hieb mi mit der flachen Hand auf das Knie, daß mir die Funken vor den Augen tanzten, „jetzt gehe ich nach Hause, um zu sehen, was die Annie mir und den Kindern zu Mittag gekocht hat."

Um einen Federstrich

Eine Episode aus Wall Street

In dem Teile der Wallstraße, der zwischen der ehrwürdigen Trinitykirche und dem Unterschatzamt liegt, herrscht während der Börsenstunden ein reges Leben. Die Makler und ihre Kommis rennen hin und her mit einer Hast, als ob das Leben an einer Minute hänge, und in der Tat kann eine Verzögerung von wenigen Minuten oft ein Vermögen kosten. Millionen werden hier täglich gewagt, verspielt oder gewonnen in kühnen Spekulationen und Kombinationen, und häufig genug kehrt der Unglückliche am Abend als Bettler in sein Heim zurück, das er als reicher Mann am Morgen verließ. Beispiele von Millionen, die in wenigen Stunden gewonnen wurden, gibt es nicht wenige. Allerdings sind solche Glücksfälle wohl immer das Resultat langer, sorgfältiger Vorbereitung, doch der Zufall spielt im wilden Tanz ums goldene Kalb keine geringe Rolle, und mancher, der schon alle seine Pläne scheitern sah, wurde im letzten Augen-

blick durch einen geringfügigen, unberechenbaren Zufall gerettet.

Im Frühjahr des Jahres 187— machte ein Versuch, die Aktien der New-York, Chicago und Western Eisenbahn in die Höhe zu treiben, besonderes Aufsehen. Es war zwar nichts Neues, daß ein Konsortium von Spekulanten durch Aufsaufen eines Wertpapieres seinen Preis im Markte zu erhöhen versuchte, aber von den Aktien jener Eisenbahn waren so viele im Umlauf, ihr Wert war infolge des nachweislich schlechten Geschäftsganges ein so geringer und eine so starke Partei arbeitete in entgegengesetzter Richtung, daß das Wort des Führers der Haussepartei, er werde nicht eher ruhen, als bis N. Y., C. & W. auf neunzig ständen, fast vermessen erschien, denn für gewöhnlich galten die Aktien mit dreißig für gut bezahlt. Was Wunder, daß sich viele bereit fanden, ihm N. Y., C. & W. ‚kurz‘ zu verkaufen, was in der Börsensprache so viel heißt als Papiere verkaufen, die man nicht besitzt, die man aber an einem bestimmten Termin zu liefern sich verpflichtet. Jason Benton, der an der Spitze des Hausse-Konsortiums stehende Spekulant, gebot zwar über Millionen, aber selbst für seine Mittel schien die Aufgabe, die er sich gestellt, zu groß. Um sein Vorhaben auszu-

führen, mußte er kaufen, was ihm angeboten wurde, und da es sicherer Gewinn schien, zu vierzig zu verkaufen, was man ja jeden Tag zu dreißig kaufen konnte, war die Zahl derjenigen, die N. Y., C. & W. verkauften, das heißt sich verpflichteten, an einem bestimmten Tage eine Anzahl der Aktien zu einem vereinbarten Preise zu liefern, keine kleine. Die Situation war einfach folgende: Benton kaufte so viel Aktien, als ihm angeboten wurden, zum Beispiel zu vierzig. Waren die Verkäufer nun imstande, die Aktien billiger zu kaufen, so verlor er natürlich die Differenz — gelang es ihm aber, die Papiere durch geschicktes Manövrieren auf fünfzig zu treiben, so mußten ihm die Verkäufer dieselben entweder liefern, oder ihm den Unterschied von zehn Prozent bezahlen.

Hin und her wogte der Kampf, langsam stiegen die Aktien, momentane Schwäche überwand Benton, dessen Makler stets an der Börse mit Instruktionen waren, alle Offerten von N. Y., C. & W. zu akzeptieren. Weit über die Börse hinaus war das Interesse an dem kühnen Unternehmen ein lebhaftes; die Tagespresse veröffentlichte lange Artikel für und wider — fast konnte man sagen, die ganze Nation beteilige sich, und alle anderen Fragen schienen der Erörterung nicht wert, wenn die eine aufgeworfen

wurde: Wird es Benton gelingen, N. Y., C. & W. auf neunzig zu treiben, oder wird es ihm an den Mitteln fehlen und wird der ganze Versuch zusammenbrechen und ihn und tausend andere ruinieren?

In diesem Kampf der Leidenschaften schien Benton selbst der ruhigste, am wenigsten interessierte Teilnehmer. Er stand an einem der letzten Apriltage in seinem Privat-Bureau vor dem Kamin, in dem ein helles Licht brannte. Seine hohe, knochige Gestalt und die scharfen, etwas groben Züge des glattrasierten Gesichtes ließen den Neu-Engländer erkennen. Der zusammengepreßte, fast lippenlose Mund deutete auf Entschlossenheit und Härte, das etwas vorspringende Kinn auf Unternehmungsgeist, und die Adlernase, fast zu groß für das schmale Gesicht, verriet kühnen Mut und Rücksichtslosigkeit. Unter den buschigen weißen Augenbrauen aber blickte ein Paar grauer Augen hervor, die den Charakter des Mannes dem Beobachter sofort verrieten. Klar und kühl, wie das Wasser eines Bergsees, ebenso unergründlich in der Tiefe, bohrten sie sich unwiderstehlich in die Seele des ihm Gegenüberstehenden, so daß man in seiner Gegenwart sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß Benton die geheimsten Pläne seiner Gegner durchschaue,

daß es unmöglich sei, ihm etwas verborgen zu halten.

Dem Spekulanten gegenüber, auf einem der ledergepolsterten Sessel saß sein Neffe Percy Boynton, ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, dessen Züge, obgleich eine Familienähnlichkeit verratend, weicher und vergeistigter erschienen. Die Schärfe der Züge war gemildert, unter dem wohlgepflegten blonden Schnurrbart war ein gutgeformter Mund sichtbar, dessen volle, rote Lippen noch nicht durch Leiden und Sorgen ihre Frische eingebüßt hatten, und die großen, hellen Augen leuchteten voll Lebensmut in die Welt und verrieten Wärme des Gefühles und Herzlichkeit, die man in denen des Onkels vergeblich suchte.

„Mein lieber Percy," sprach Benton langsam und trocken, als ob er jedes Wort erst abmesse und erwäge, „deine Bitte um die Hand meiner Rosie überrascht mich nicht. Ich habe wohl gesehen, wie Eure Neigung gewachsen ist und ich würde dir herzlich gerne meinen Segen geben, wenn ich als vorsichtiger Vater das tun zu dürfen glaubte. Leider ist das nicht der Fall. Du kennst meine Ansichten vom Leben, du weißt, daß ich mich vom Farmersohn zum Millionär emporgeschwungen habe, du weißt auch, daß ich nur den Mann schätze, der Geld zu erwerben weiß.

Unterbrich mich nicht, ich weiß, was du sagen willst. Du hast genug Vermögen, um selbst die Ansprüche meiner verwöhnten Tochter zu befriedigen, und ich könnte dir dabei ja auch helfen. Aber Geld besitzen und Geld erwerben sind verschiedene Dinge. In unseren wechselvollen Verhältnissen kann sich der Ertragswert deines väterlichen Erbes über Nacht vermindern, mit aller Vorsicht und Aufbietung meines Scharfsinnes könnte ich es nicht vermeiden, daß Rosies Mitgift sich als schlechte Kapitalsanlage erwiese — und was dann? Du bist ein guter Kerl, hast viel gelernt und viel gesehen, viel mehr als ich, der ich fast dreimal so alt bin, aber ich möchte dich mal sehen, wenn deine Papiere keine Zinsen mehr bringen, wenn du gezwungen bist, für deiner Familie Unterhalt zu sorgen. Mein lieber Freund, du hast mit deinem Erbe gut Haus gehalten, aber sage mir, hast du es nur um einen Dollar vergrößert?"

„Onkel," erwiderte Percy fast kleinlaut, denn der Mut der ersten Erregung war unter dem stechenden Blick der kalten grauen Augen geschmolzen wie Schnee in der Frühlingssonne, „Onkel, muß denn jeder Mensch sein Glück nur in der Jagd nach dem Dollar suchen? Sieh, ich besitze genug, um meine und Rosies Bedürfnisse zu befriedigen. Ich gebe zu, ich habe wenig darnach getrachtet, mein

Einkommen zu vergrößern, ich will es tun in vernünftiger, konservativer Weise, mit deinem Beistand. Besinne dich, opfere nicht das Glück deines Kindes deinen Vorurteilen. Ist die Zukunft Rosies nicht besser gesichert an meiner Seite, als an der Seite eines waghalsigen Spekulanten, der alle Tage jeden Cent seines Besitztumes riskiert und Tag für Tag am Rande des Abgrundes balanciert?"

„Genug, Percy," unterbrach ihn der Alte, und seine Stimme klang so hart und trocken, wie zähes Hickoryholz, wenn es der Macht des Beiles weicht, „genug. Ich will mit dir nicht rechten. Das Leben ist zu kurz und meine Zeit auf dieser Erde ist gemessen. Was für das Glück meiner Kinder nötig ist, ist meinem Urteil unterworfen. Und meine Antwort ist: Zeige mir, daß du erwerben kannst, und du bekommst meine Einwilligung: — an dem Tage, an dem du mir Beweise lieferst, daß du mehr kannst, als von den Zinsen deines Vermögens leben, wird Rosie deine Frau. Nicht eher. Und nun leb wohl, ich muß ins Geschirr."

Gebrochen nahm Percy Boynton seinen Hut und verließ das Zimmer. Er wußte wohl, des Onkels Entschlüsse standen fest wie die Granithügel seines Heimatstaates, und es wäre kindisch gewesen, daran rütteln zu wollen.

Jason Benton stand einen Augenblick vor dem Feuer, das Haupt auf die Brust gesenkt, in tiefes Nachdenken versunken. Die schmalen Lippen preßten sich fest aufeinander, fast schien es, als ob ein Zittern durch die hohe Gestalt ginge. Doch nur einen Moment blieb er so stehen, dann richtete er sich auf, das Auge blickte wieder kalt und forschend in die Welt, und die Hand streckte sich nach der silbernen Glocke aus, deren Ton den Prokuristen herbeirief, um die Dispositionen für den Feldzug des heutigen Tages zu empfangen.

*

Einige Wochen waren seit jener Unterredung vergangen. Noch immer tobte der Kampf um N. Y., C. & W. Der Preis der Aktien war auf fünfundsiebzig gestiegen, und Millionen waren von den Gegnern Bentons verloren worden. Schon hatten einige seiner keckſten Widersacher falliert, aber mit jedem Tage, ja mit jeder Aufwärtsbewegung des Kurszettels wuchs die Zahl derer, die mit Bestimmtheit voraussagten, daß der Krach nahe sei, daß jeder Tag den gänzlichen Zusammenbruch der Spekulation bringen müsse, und die nicht zögerten, in dieser festen Zuversicht immer neue Summen in diesem Sinne anzulegen.

Wir finden unseren Freund Percy in dem Bureau eines befreundeten Maklers. Eingedenk der Worte seines Onkels, hatte Percy sich dem wilden Tanze angeschlossen und ohne Überlegung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf den Fall von N. Y., C. & W. spekuliert. Die Gelegenheit war zu verlockend, süße Rache zu nehmen und den alten Fuchs in seiner eigenen Falle zu fangen. Wachend und träumend malte er sich den Augenblick aus, in dem er vor Jason hintreten und die Hand seiner Tochter fordern wollte, mit dem Hinweis darauf, daß er ihn selbst, den König von Wall Street, auf seinem eigenen Felde geschlagen habe. Aber es kam anders. Höher und höher stiegen N. Y., C. & W., immer neue Summen mußte Percy opfern, wollte er nicht seinen Plan aufgeben und sich mit großen Verlusten zurückziehen. Eben wieder hatte ihm der Makler gesagt, daß sein Konto erschöpft sei, daß er weitere Summen deponieren oder aufhören müsse, und in heller Verzweiflung hatte unser junger Freund den Rest seines Vermögens geopfert, kaum mehr hoffend, daß er das Ziel erreichen könne, das ihm vor Augen schwebte, die Hand des geliebten Mädchens.

So stand er vor jenem harmlos aussehenden Instrument, das unter der hellpolierten Glasglocke

gleichförmig tickte und ließ durch die zitternden Hände den schmalen Papierstreifen gleiten, auf dem die Kurse verzeichnet sind. Trübe und glanzlos blickten die sonst hellen Augen, die vollen Lippen waren fest zusammengepreßt, und um die Mundwinkel bildeten sich tiefe Falten, wie sie schwere Sorge und harter Kummer in des Menschen Antlitz zeichnen. Noch bis auf achtzig durften die Aktien steigen — ein Bruchteil darüber und es war zu Ende. Langsam ging N. Y., C. & W. in die Höhe. Sechsundsiebzig, siebenundsiebzig und achtundsiebzig waren passiert und die Bewegung schien langsamer zu werden. Da ertönte wieder das gleichmäßige Ticken des Telegraphen, Percy überflog die Kurse anderer Papiere, bis neue Meldungen ihm zeigten, daß N. Y., C. & W. noch immer, wenn auch scheinbar widerwillig und langsam, steige. Neunundsiebzig war erreicht, da wurde es ihm schwarz vor den Augen, er sank in einen Stuhl zurück, einer Ohnmacht nahe. Das laute, heftige Ticken des Instrumentes weckte ihn, mit einer gewaltsamen Anstrengung entzifferte er die Depesche: „Große Quantitäten N. Y., C. & W. auf den Markt geworfen. Benton verkauft zehntausend zu achtundsiebzig, vollständige Deroute.“ Einen Augenblick starrte er auf das Papier, als ob er die Wahrheit nicht fassen, das fast Unglaubliche

nicht begreifen könne, dann sank er in den Sessel, und mit dem Worte ‚Gerettet' schwanden ihm die Sinne. Eine wohltätige Ohnmacht umfing die durch die Aufregung der letzten Tage überreizten Nerven, er träumte von seiner Hochzeit, und der Telegraph tickte den Hochzeitsmarsch: sechsundsiebzig, fünfundsiebzig, vierundsiebzig und so weiter.

*

Zur selben Zeit stand Jason Benton in seinem Bureau und las die Kurs-Notizen. Kühl, gefaßt und siegesbewußt sah er seine Aktien steigen. Als ihm gemeldet wurde, daß achtundsiebzig erreicht war, schellte er seinem Prokuristen.

„Es scheint mir, daß wir N. Y., C & W. nicht viel höher treiben können. Meine Manöver sind so ziemlich erschöpft, und die Bewegung scheint ins Stocken zu geraten. Ich denke, wir fangen an, zu verkaufen und unseren Gewinn einzuheimsen. Hier geben Sie die Order an Wilton & Walter ab."

Mit diesen Worten reichte er dem Prokuristen einen jener kleinen Zettel, auf denen die Bankiers ihren Maklern ihre Befehle geben. Der Kommis entfernte sich, und Benton ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, um sich mit seiner Korrespondenz zu beschäftigen.

Er hatte kaum einige Minuten geschrieben, als ihn das heftige Arbeiten des Telegraphen unterbrach. Er eilte an das Instrument, ergriff den weißen Papierstreifen und konnte seine Überraschung, seine Erregung nicht unterdrücken, als er dieselbe Depesche las, die unserm Freunde Percy seine Rettung verkündet hatte. Seinen Augen nicht trauend, überlas er die Nachricht nochmals — dann stürzte er nach der Schelle und rief mit heftigem Läuten seinen Prokuristen herbei. Mit dem sonst so ruhigen Mann war eine plötzliche Veränderung vorgegangen, die ihn nicht wieder erkennen ließ. Seine Augen glühten, seine Mundwinkel zuckten, das blasse Gesicht färbte sich dunkelrot, als er dem bestürzten Kommis, mit dem rechten Fuß auf den Boden stampfend, zurief:

„Holen Sie mir Wilton, wo ist Wilton — schnell, schnell, ich muß ihn sehen!“

Der Kommis verschwand. Benton konnte seine Aufregung nicht bemeistern und lief wie ein Wütender in dem engen Zimmer auf und ab, bis der Gerufene, sein vertrauter Makler, eintraf, dem er heftig zurief:

„Tod und Teufel, Wilton — wer verkauft in meinem Namen solche Quantitäten N. Y., C. & W.?“

„Ich natürlich," erwiderte der Gefragte ruhig, ohne eine Miene zu verziehen.

„Sind Sie verrückt?" schrie ihn Benton an. „Wer hat Sie dazu ermächtigt?"

„Sie selbst, mein lieber Benton, ich handelte nach Ihrer Order?"

„Meine Order? Sind Sie schwachsinnig oder ich? Habe ich Ihnen aufgetragen, zehntausend Aktien auf den Markt zu werfen und mit einem Schlage die Arbeit von Monaten zunichte zu machen?"

Wilton griff ruhig und gelassen in seine Brieftasche, zog ein Portefeuille heraus, wählte einen der vielen darin befindlichen Zettel aus und reichte ihn dem noch immer vor Wut schäumenden Benton. Dieser ergriff ihn, warf einen Blick darauf und warf ihn dem Makler vor die Füße. Dann knirschte er, außer sich vor Wut:

„Herr, was wollen Sie? Das ist mein Auftrag, in aller Stille zu verkaufen — und Sie werfen die Aktien mit großem Lärm mitten in den Markt!"

Der Makler blieb noch immer ruhig, hob den Zettel auf und reichte ihn dem anwesenden Prokuristen mit den Worten:

„Bitte lesen Sie mal, was da drauf steht!"

Der Angeredete las:

„Sell quickly 10,000 N. Y., C. & W., J. B."

Benton brüllte jetzt förmlich:

„‚Quickly?‘ Sind Sie auch besessen? ‚Quietly‘ habe ich geschrieben! Wissen Sie, was das heißt? ‚Quietly‘ sollten Sie verkaufen, unter der Hand, verstehen Sie gar nichts von Ihrem Geschäft?“

Mit diesen Worten hielt er den Zettel, den er dem Prokuristen entrissen, seinem Makler vor die Augen. Dieser verlor die Fassung nicht einen Augenblick. Er lehnte sich gegen den Türpfosten und sagte trocken:

„Sehen Sie, mein lieber Benton, ein bißchen Schulkenntnis kann man selbst an der Aktienbörse brauchen. Wenn Sie etwas mehr Sorgfalt auf ihre Handschrift verwendet hätten, so würden Sie deutlicher schreiben, und ein vergessener Querstrich im ‚t‘ würde sie nicht einige Millionen Dollars kosten. In Zukunft schreiben Sie deutlicher. Jetzt leben Sie wohl, ich muß an die Börse!“

Mit diesen Worten verließ er das Bureau. Benton sah ihm sprachlos nach, winkte dem Kommis, hinaus zu gehen und betrachtete eine Weile den verhängnisvollen Zettel. Dann murmelte er:

„Wilton hat recht, verdammte Dummheit, so schlecht zu schreiben.“

Er steckte das Papier in die Tasche, setzte sich in seinen Arbeitsstuhl und schloß die Augen.

Seine Ruhe sollte nicht lange währen. Percy Boynton stürmte in das Zimmer, ergriff seine Hand und rief:

„Onkel, ich komme nun, dich beim Wort zu nehmen. Ich habe eben meine N. Y., C. & W. gedeckt und einen Scheck für fünfundzwanzigtausend Dollars in der Tasche. Ich habe Geld verdient und verlange Rosies Hand."

‚Verdammter Bengel,' sagte Benton zu sich selbst, ‚auch das noch. Der Kerl hat das gar nicht verdient, sondern ich mit meinem liederlichen Schreiben. Aber der Junge darf nicht wissen, was für ein Esel sein Schwiegervater ist,' und laut fuhr er fort:

„Percy, ich freue mich, daß du doch was wert bist. Hier meine Hand, aber eins mußt du mir versprechen: Nie wieder darfst du spekulieren."

Erstaunt blickte ihn Percy an:

„Das Versprechen verlangst du von mir, Onkel, der du . . ."

„Halt den Mund," fiel ihm Benton ins Wort, „gibst du das Versprechen oder nicht?"

„Von Herzen gerne," rief der Neffe, „ich habe wahrhaftig kein Vergnügen an der Geschichte gefunden. Nun aber laß uns zum Essen gehen und eine Flasche auf Rosies Wohl trinken."

Als sie einige Minuten später Arm in Arm dem Restaurant zueilten, flüsterte Percy dem alten Benton zu:

„Du, Onkel, die Geschichte muß dich höllisches Geld gekostet haben. Wenn du was brauchen kannst — du weißt, ich habe flüssige Mittel . . .“

„Esel,“ sagte Benton, „kostet mich keinen Cent. Der alte Benton spekuliert nicht mehr auf eigene Rechnung. Freilich, meine Klienten werden nicht guter Laune sein, und ein paar gute Kunden werde ich wohl verloren haben.“

Bei sich aber dachte er:

‚Wenn Wilton nicht den Mund hält und die Geschichte mit dem ‚t‘ bekannt wird, dann kann ich die Bude zumachen, denn dann gibt mir kein Mensch mehr einen Auftrag.‘ —

Weihnachtsfeier in der Pension

„Na, jetzt kann's losgehen!“ ruft der Rittmeister begeistert, als der stämmige Koch den schweren, mit dampfendem Punsch bis zum Rande gefüllten Kessel auf den Tisch setzt. Der ehemalige Offizier füllt sein Glas, kostet das Getränk, indem er, die halbgeschlossenen Augen nach der Decke gerichtet, einen Schluck im Munde hin und her rollt, und erklärt dann den Stoff für vorzüglich.

„Wer übernimmt das Einschenken?“ tönt eine Stimme vom andern Ende des Tisches.

„Ich denke, der kleine Buchhändler ist der Jüngste und wird zum Bierfuchs ernannt,“ erklärt der einstige Korpsstudent, der zur Rechten des Rittmeisters sitzt und aus einer langen Pfeife schmaucht.

Der für das wichtige Amt in Vorschlag Gebrachte springt dienstbeflissen auf und beginnt die Gläser über dem dampfenden Kessel zu wärmen, um sie vor dem Zerspringen zu schützen. Ein halb spöttisches, halb triumphierendes Lächeln spielt um

die dünnen Lippen. Er fühlt sich durch das ihm zugeteilte Amt hochgeehrt, denn er ist unablässig bemüht, den Glauben bei Bekannten und Freunden zu nähren, er sei Aktiver eines der feinsten Korps gewesen, obgleich er es in Wirklichkeit nur bis zur Tertia einer Realschule gebracht hat. Deshalb faßt er den Vorschlag des Korpsstudenten als eine Art Anerkennung auf und beschließt, die ihm gegebene Chance, seine Vertrautheit mit dem Komment an den Tag zu legen, nach Möglichkeit auszunützen.

Jetzt steht der kleine Kerl am unteren Ende der langen Tafel, welche den Raum fast ganz ausfüllt. Mit dem blassen Gesicht, dem Kneifer auf den etwas blöde blickenden Augen und einigen wenigen, mühsam um ihre Existenz kämpfenden Härchen auf der Oberlippe, macht er ganz den Eindruck eines angehenden Sekundaners. Das pflegt ihm auch der Rittmeister unter die Nase zu reiben, wenn er schlechter Laune ist. Dann füllt sich das Herz des kleinen Buchhändlers mit namenloser Wut gegen Militär und Adel, die aber bei einem freundlichen Wort seitens des Peinigers wieder verschwindet und strahlender Glückseligkeit Platz macht, wenn er sich in der Gnade des Offiziers sonnen darf.

Es dauert nicht lange, so ist das Gelage im Gange. Das niedrige, im Erdgeschoß gelegene

Zimmer, in dem die zahlreichen Kostgänger ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegen, beginnt sich mit dickem Qualm zu füllen. Die beiden Petroleumlampen, welche nur schwaches Licht über die Versammlung verbreiten, nehmen eine blutrote Farbe an. Um den langen Tisch sitzt eine aus fast allen Schichten der Bevölkerung des alten Vaterlandes zusammengewürfelte Gesellschaft. An der Spitze der Rittmeister, der einst an der Tete seiner Schwadron stolz die Linden entlang ritt. Er ist heute emsig bemüht, darauf zu achten, daß er die sonst mit der linken Hand geführte Zigarre in der rechten behält, denn am Zeigefinger der ersteren erscheint ein feiner, roter Streifen, der nur zu beredt davon erzählt, daß der dort sitzende Siegelring nach den drei Kugeln gewandert ist, um die Teilnahme an der Bowle zu ermöglichen. Der ehemalige Korpsstudent an seiner Seite macht gar kein Hehl daraus, daß nach dreimonatlichem, dem Studium der Bierverhältnisse New-Yorks gewidmetem Aufenthalte in Amerika nicht nur seine Barschaft erschöpft, sondern auch Uhr und Kette der liebenden Sorgfalt eines Onkels anvertraut sind, bis der heißersehnte Wechsel aus Deutschland eintrifft. Der Handlungsreisende, der nur von Zeit zu Zeit für wenige Wochen auftaucht und sich durch die gewagten Farben

seiner Krawatte auszeichnet, unterhält ein halbes Dutzend eifriger Zuhörer durch die neuesten Witze, die er auf seiner Reise sammelte. Er wird von dem größeren Teil der Kostgänger mit stiller Verehrung betrachtet, denn er hat immer Geld, kleidet sich gut und tritt mit einer vollendeten Sicherheit auf, während die jetzt an seinen Lippen Hängenden jahraus, jahrein bemüht sind, mit einem winzig kleinen Wochengehalt als große Herren aufzutreten und den Eindruck hervorzurufen, daß ihre im Kopieren von Briefen und Botengängen bestehende Tätigkeit außerordentlich wichtig und verantwortlich sei.

Die Tür eines dunklen Verließes, das nach der Küche führt, öffnet sich und ein lautes „Ah!“ ertönt von den Lippen der Anwesenden, als die Wirtin erscheint, deren umfangreiche Gestalt die Öffnung fast ausfüllt. Die gute Dame, die sich der Sorge für die Magen ihrer Mitmenschen gewidmet hat, nachdem eine immer mehr zunehmende Korpulenz das längere Wirken selbst auf der deutsch-amerikanischen Bühne unmöglich gemacht hatte, grüßt die Versammlung mit ihrem holdseligsten Lächeln und läßt sich ächzend in den für sie bestimmten Sessel nieder. Ihr folgt Josef, der Koch, ein Elsässer und seines Zeichens ein Bäcker, aber unter der Leitung seiner

jetzigen Herrin zu einem richtigen ‚Cordon Bleu‘ ausgebildet, mit einer riesigen Schüssel Heringssalat, über den die Anwesenden mit großartigem Appetit herfallen. Josef hat zur Feier des Tages ein neues Unterhemd angezogen, das seine einzige Bekleidung oberhalb der Hüften bildet, und das eng anliegende ärmellose Kleidungsstück gibt ihm das Aussehen eines zur Tätigkeit bereiten Akrobaten. Oberhemd, Rock und Weste trägt Joseph nämlich nur, wenn er ‚Ausgehtag‘ hat, was sich nicht sehr häufig ereignet, denn er pflegt von seinen Ausflügen niemals von selbst zurückzukehren. Er bleibt fort, bis der letzte Cent verschwunden ist, und schämt sich dann, seiner Herrin wieder unter die Augen zu treten. In solchen Fällen unternehmen einige der Kostgänger eine Forschungsreise ins französische Viertel, wo sie den Gesuchten gewöhnlich in einer seinem Namen keineswegs Ehre machenden Umgebung wiederfinden und mit Aufbietung aller Überredungskunst im Triumphe nach dem seine Abwesenheit tief empfindenden Kosthause zurückbringen.

Dem kleinen Buchhändler ist der Punsch und seine Würde in den Kopf gestiegen, und er hält die Gelegenheit für günstig, sich hervorzutun. Er schlägt vor, einen feierlichen Salamander auf das Wohl der Frau Wirtin zu reiben. Trotz lebhafter Proteste der letz-

teren, weniger durch Bescheidenheit als durch Besorgnis für die Gläser hervorgerufen, vollzieht sich die feierliche Handlung unter dem Kommando des Korpsstudenten, der mit der wenig kommentmäßigen Ausführung höchst unzufrieden ist und gelobt, mit den Ladenschwengeln nichts mehr zu tun haben zu wollen. Weit kommt er aber mit seiner bissigen Bemerkung nicht, denn die Wirtin, für die der ersehnte Wechsel auch schon zu lange auf sich warten läßt, murmelt etwas von prompt bezahlenden Ladenschwengeln, und der Student hält es für geraten, zu schweigen, nachdem er mit dem durch den Vorfall ebenfalls peinlich berührten Rittmeister einen bedeutungsvollen Blick gewechselt hat.

Inzwischen hat sich die Gesellschaft vergrößert. Die Damen sind angekommen, und man hat aus Rücksicht für sie die Atmosphäre durch Öffnen der Fenster etwas verbessert. In ein rosarotes, faltiges Hauskleid gehüllt, das die schon etwas gereiften, aber noch immer bewundernswerten Reize mehr hervorhebt als verbirgt, thront die Putzmacherin mit etwas verschwommener Vergangenheit, aber kaum noch zweifelhaftem Alter neben dem Rittmeister, der sie in galantester Weise zum Trinken nötigt. Am andern Ende der Tafel hat die junge Witwe Platz genommen, deren blühende Erscheinung den aus sei-

ner gewöhnlichen Zurückhaltung heraustretenden Proviſor zu Huldigungen veranlaßt, welche durch den bereits genoſſenen Punſch nicht an Innigkeit verlieren. In der Nähe der Wirtin läßt ſich die engliſche Kolonie nieder, die auch einmal einer deutſchen Weihnachtsfeier beiwohnen will. Ein Teil derſelben, aus Mitgliedern der Bühne beſtehend, hat ſich bald in den ungezwungenen, gemütlichen Ton gefunden, ein Neu-Engländer und ſeine Gattin ziehen ſich aber nach kurzem Aufenthalte mit ſchlecht verhehltem Entſetzen über die Maſſen des vertilgten Getränkes zurück. Den auf Vorſchlag des Studenten nach ihrem Zimmer geſandten Krug Punſch weiſen ſie indeſſen nicht zurück, nehmen ſpäter ſogar dankbar ſeine zweite Auflage entgegen.

Getreu dem deutſchen Volkscharakter, haben die jungen Kaufleute ihre Stimmen zu männlichem Geſang erhoben. Sie wählen zum Vortrage Studentenlieder und beklagen trauervoll das Entſchwinden der alten Burſchenherrlichkeit, von der ſie nie auch nur die geringſte Ahnung hatten. Sie ſind eifrig bemüht, ſich als vollwertige einſtige Mitglieder der akademiſchen Jugend zu erkennen zu geben — eine Schwäche, die ſie mit vielen anderen teilen — aber es gelingt ihnen nicht. Schon die Tatſache, daß ſie bei ihren Liedern nie über den erſten Vers hin-

auskommen, verrät sie. Der Korpsstudent kann es denn auch nicht unterlassen, ihre Bemühungen ins Lächerliche zu ziehen. Er ist überhaupt in schlechter Laune, denn nach seinem Zusammenstoß mit der Wirtin ist er auch noch mit dem Rittmeister in Streit über die Frage geraten, ob das bürgerliche Element ein wünschenswerter Zuwachs für das deutsche Offizierkorps sei. Als er darauf hingewiesen, daß der Sohn eines Pfefferküchlers ein tüchtiger General geworden sei, ruft ihm der ehemalige Offizier schnarrend zu: „Damit ist noch gar nicht gesagt, daß der Kerl nicht ein viel besserer Pfefferküchler geworden wäre," und hat natürlich die Lacher auf seiner Seite. In seiner Verzweiflung wendet sich der Musensohn an den amerikanischen Schauspieler, um ihn in die Geheimnisse des Komments einzuweihen und den Gesang der Pseudo-Akademiker lächerlich zu machen. Aber seine wenigen englischen Brocken genügen nicht, und als der Thespisjünger auch nicht das geringste Interesse dafür zeigt, was eigentlich ein ‚Beerboy' ist, da faßt unser Freund den festen Entschluß, sich nach dem nächsten Glas auf sein Zimmer zurückzuziehen — ein Entschluß, den er vor Ausführung noch wiederholt in Erwägung zieht und erneuert, bis aus dem einen Glase eine ganze Reihe geworden

ist. Aber auch ihm blüht noch das Glück, und sein Antlitz erhellt sich, als Lizzie, das schmucke Stubenmädchen, im festlichen Gewande erscheint und an seiner Seite Platz nimmt. Sie, die sonst in nichts weniger als sauberer Kleidung durch das Haus zu schlürfen pflegt, sieht heute wirklich reizend aus. Ein hellgelbes Sommerkleid umschließt die schlanke, zierliche Gestalt und bildet einen angenehmen Kontrast zu den dunklen Gewändern der übrigen; das für gewöhnlich in wirren Strähnen um den Kopf hängende Haar ist hoch aufgetürmt und mit einer bunten Schleife geschmückt, und die kleinen Äuglein blicken so hell und herausfordernd in die Welt, als ob ihre Besitzerin bereit sei, die ganze Menschheit in die Schranken zu fordern.

Die Mitternachtsstunde ist bereits angebrochen, als man den Versuch macht, einige der Gäste zu Solo-Vorträgen zu veranlassen. Wie gewöhnlich ist der Erfolg nicht glänzend. Die Wirtin entspricht freilich bereitwilligst dem an sie gestellten Verlangen, und die amerikanischen Schauspieler geben einige schwermütige Balladen zum besten, als aber der Buchhändler nach längerem Räuspern ‚Das Schloß am Meere, von Uhland', ankündigt, da erhebt sich ein solcher Sturm von Protesten und schlechten

Witzen, daß diese Art der Unterhaltung aufgegeben werden muß. Die Gesellschaft löst sich immer mehr in kleine vereinzelte Gruppen auf. Der Rittmeister, dessen Stimme mit jedem Glase schnarrender geworden ist, erzählt der Putzmacherin von seinen Gütern, deren Bewirtschaftung er angeblich wieder zu übernehmen hofft, die aber in Wahrheit längst in die Hände von Besitzern gelangt sind, mit denen der auf seinen Adel noch immer Stolze gewiß keine Stammesverwandtschaft beanspruchen möchte. Seine Zuhörerin unterbricht ihn zuweilen, um von den Trägern hochadeliger Namen zu berichten, mit denen sie einst verkehrte, und aus ihren Reden müßte man schließen, daß sie im Vaterlande sich in der allerfeinsten Gesellschaft als ebenbürtig bewegt hat. Die kleine Witwe und der Provisor sind sehr intim geworden. Hinter einem aus einem Zeitungsblatt improvisierten Fächer flüstern sie sich süße Liebesworte zu, und von Zeit zu Zeit ertönt ein eigentümliches Geräusch, das den dem Pärchen gegenübersitzenden Buchhändler, dessen Augen glasig und ausdruckslos geworden sind, veranlaßt, mit blödem Lachen ‚Nummer zwanzig‘ und so fort zu rufen. Der Korpsstudent ist in Gefahr, seine Eroberung zu verlieren, denn Lizzie, das New-Yorker Kind, findet wenig Gefallen an der Unterhaltung ihres Ritters,

die sich um Paukereien, Kommerse und Studentenstreiche dreht. Sie hat kein Verständnis für diese Art Humor und wechselt bereits glühende Blicke mit dem jungen Amerikaner, der erst spät eingetroffen ist und dessen Gedankengang sich dem ihrigen besser anpaßt. Ihm gesellt sie sich auch zu, nachdem die immer schwerer und schwerer werdende Stimme des Studenten ganz erlahmt ist und sein rotglänzendes Antlitz auf der Lehne des Stuhles in festem Schlummer ruht. Im Hintergrunde schläft Joseph, der Koch, und dient als Belustigungsmittel für das jüngere Element, das ihn alle fünf Minuten mit der Nachricht weckt, es sei Zeit, das Frühstück zu richten. Schlaftrunken erhebt er jedesmal das müde Haupt, murmelt einen französischen Fluch zwischen den Zähnen und schnarcht weiter. Der Handlungsreisende berichtet, nachdem er sich versichert hat, daß weder der Offizier noch der Korpsstudent ihn hören können, seinen mit Bewunderung zu ihm aufblickenden Zuhörern, wie er Deutschland verlassen mußte, weil er als Einjähriger seinen Hauptmann vor versammelter Kompagnie geohrfeigt und dann im Duell schwer verwundet hatte.

Inzwischen ist der Punsch zu Ende gegangen, und verschiedene Streifzüge in die Nachbarschaft, um

Bier herbeizuholen, sind erfolglos geblieben. So muß man sich denn wohl oder übel entschließen, die erhebende Feier zu beendigen und die Betten aufzusuchen. Unter dem Gesange ‚So leb denn wohl, du altes Haus' stolpern die jungen Kaufleute die Treppen hinauf, den Buchhändler vor sich herschiebend, der kaum noch die Füße zu heben vermag. Den Korpsstudenten muß man nach seinem Lager tragen, denn ihn zu erwecken, erweist sich als unmöglich. Der Herr Rittmeister bietet seiner Dame galant den Arm, führt sie nicht ganz festen, aber würdevollen Schrittes bis an ihre Kammertür, wo er sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedet. Dann sucht er sein eigenes, keineswegs feudales Lager auf und begibt sich mit einem durch die Zähne gestoßenen Seufzer, der wie ‚Pyramidal wüstes Korps' klingt, zur Ruhe. Der Provisor und die kleine Witwe trennen sich nach einem letzten glühenden Kuß, um mit verschiedenen Gefühlen aufzuwachen: sie mit froher, doch zagender Hoffnung, er mit dem Bewußtsein, daß es an der Zeit ist, sich eine andere Wohnung zu suchen. Ächzend und stöhnend wälzt sich die dicke Wirtin die Treppe hinauf, gestützt von der willigen Lizzie, der es trotz des wachsamen Auges der Herrin gelingt, sich von dem jungen Amerikaner ein Küßchen stehlen zu lassen.

Dann schließt sich die Türe, die Lampen erlöschen, und tiefe Stille erfüllt das Haus vom Giebel bis zum Keller. —

Der Herr Hofmarschall

Der große Wiener Krach hatte sein Vermögen derartig mitgenommen, daß er in Europa nicht mehr standesgemäß leben konnte; deshalb war er nach Amerika ausgewandert, um in dem Lande der bürgerlichen Gleichheit durch Arbeit, deren er sich zu Hause hätte schämen müssen, seinen Reichtum wieder herzustellen. Das war es wenigstens, was der frühere Herr Hofmarschall jedem, der es hören wollte, erzählte. Ob es wahr war, das hat niemanden besonders interessiert, und den dunklen Gerüchten, die ihm nachfolgten, von gewagten Finanzoperationen, von Wechseln, deren angebliche Aussteller die Unterschrift verleugneten, ja von einer zärtlichen Annäherung an die durchlauchtigste Fürstin des kleinen Höfchens, an dem er angestellt gewesen war, forschte man nicht nach. Es kommen eben zu viele gefallene Größen nach Amerika, und wenn ein Teil der Bevölkerung ihren Erzählungen andächtig und bewundernd lauscht, ohne einen Augenblick an der

Aufrichtigkeit derselben zu zweifeln, so bringt der bei weitem größere Teil ihnen gänzliche Gleichgültigkeit entgegen und wartet ab, was der Mann ist, ohne sich dafür zu interessieren, was er war.

Daß der Mann am Hofe des kleinen deutschen Fürstentums eine gewisse Rolle gespielt hatte, war nicht schwer zu glauben. Fein gebildet, von dem vollendetsten weltmännischen Benehmen, war der hohe Vierziger noch immer eine ansehnliche Erscheinung. Der lange, seidenweiche blonde Schnurrbart war an den Enden sorgfältig gekräuselt, das schon recht spärlich werdende Haar bis auf den Nacken gescheitelt, und die langen, schmalen, blendend weißen Hände zeigten Nägel, deren Pflege den Eigentümer manche Stunde kosten mußte. Dazu eine weiche, einschmeichelnde Stimme, mit dem denkbar kleinsten Anklang an den schnarrenden Gardeton — und es war kein Wunder, daß selbst amerikanische Mädchen sich um den Herrn Hofmarschall drängten.

Hier war doch einmal ganz etwas anderes. Diese zarte Höflichkeit, diese gebildeten Gespräche über Dinge, von denen man nie etwas gehört hatte! Und die Herablassung, welche den Zuhörer immer fühlen ließ, daß der Erzähler weit über ihm stand, ohne ihn dadurch zu beleidigen! Nach wenigen Wochen

schwuren die Mädchen im ganzen Viertel bei dem Herrn Hofmarschall, und die jungen Männer, die zehn Stunden lang am Tag arbeiteten, begannen ihn zu hassen. Denn sie hatten keine Zeit, Honigseim einzuschlürfen und den Knigge zu studieren, wurden deshalb von den Schönen, die früher ängstlich ihre Besuche erwartet hatten, für klobig und unmanierlich gehalten und mußten sich bald darauf beschränken, mit geballten Fäusten die Straße auf und ab zu wandern, während ihre einstigen Gönnerinnen den Worten des Europäers lauschten.

Der Hofmarschall hatte eigentlich nach Höherem gestrebt, aber bald herausgefunden, daß eine reiche Amerikanerin in erster Linie verlange, daß ihr Gatte ihr eine hervorragende Stellung im europäischen Adel sichern könne. Und das war's gerade, wo es haperte, denn auf den Ausfall von Erkundigungen in seiner Heimat konnte der Herr es nicht ankommen lassen. So mußte er wohl oder übel einige Stufen hinabsteigen und unter den Töchtern von Leuten Umschau halten, deren Beschäftigung nicht ganz standesgemäß war. Er ging mit großer Vorsicht zu Werke und scheute sich wohl, das entscheidende Wort zu sprechen, ehe er ganz sicher über die Verhältnisse des Vaters orientiert war. Einmal schlüpfte er noch im letzten Augenblick aus dem Netze, als

er erfuhr, daß der Vater seiner Erwählten noch eine ziemlich bedeutende Hypothek auf seinem Hause habe, was ihm einen kleinen Prozeß wegen gebrochenen Eheversprechens eintrug. Er wand sich aber auch hier durch, wie schon aus viel schwierigeren Lebenslagen.

Schließlich hatte er aber seine Wahl getroffen, und der Herr Hofmarschall, Kammerherr und Ritter mehrerer Orden, reichte die Hand zum Bunde — einer Fleischerstochter. Sie war nicht schön, sie war nicht klug, auch nicht gebildet, aber der Vater hatte Geld. Unser Freund hatte die Auswahl augenscheinlich mit Vorbedacht getroffen, denn seine Frau setzte ihm keinen Widerstand entgegen, wenn er auch ferner den Liebenswürdigen spielte, und er hatte in Amerika genug gelernt, um allen Ernstes den Gedanken zu hegen, sich seiner Familie zu entledigen, wenn sich ihm eine bessere Chance bieten sollte. Daß er nach Amerika gekommen war, um zu arbeiten, hatte er entweder schon lange vergessen, oder er hatte sich die Sache anders überlegt, denn er verbrauchte seine Zeit mit der Pflege seiner Gliedmaßen und dem Erzählen seiner Erlebnisse bei Hofe. Deshalb war es auch ein arger Schlag für ihn, als der Schwiegervater, der für einen Freund aus Gefälligkeit einige Wechsel unterzeichnet hatte,

plötzlich fallierte und bald darauf aus Gram starb. Die sichere Stütze war geborsten, und es schien wirklich, als ob der Edle zur plebejischen Arbeit würde greifen müssen, um Brot für sich zu haben — nebenbei auch für Frau und Kind, doch das kam erst in zweiter Linie. Es gelang ihm auch wirklich, eine Stellung zu erlangen; ein Kaufmann, durch die glatte Zunge und die angenehmen Manieren bestochen, machte den ehemaligen Hofmarschall zum Kassierer seines Geschäftes.

Er lebte denn auch eine Weile ganz wohlgemut weiter, aber der Nimbus, der ihn umgeben hatte, fing an zu schwinden. Er arbeitete wie andere Sterbliche, hatte nicht mehr so viel freie Zeit wie früher, und häßliche Geschichten drangen in die Öffentlichkeit, daß er seine Frau nicht wie ein Edelmann, sondern wie ein roher Bauer behandele. Wie den einfältigen Mädchen auch der Liebhaber einer Fürstin imponiert haben mochte, ein Weiberprügler flößte ihnen Abscheu ein. Er erkannte auch wohl selbst, daß seine Rolle ausgespielt und die Expedition nach Amerika erfolglos verlaufen sei. So knüpfte er Unterhandlungen mit seinen Verwandten in Deutschland an, und nach einiger Zeit wurde die Nachbarschaft durch die Kunde überrascht, der Herr Hofmarschall habe seine Angelegenheiten

in der Heimat geregelt und werde demnächst dorthin zurückkehren. Er dampfte eines Tages ab und ließ Weib und Kind zurück, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, wie sie sich durchschlagen sollten. Alle Versuche der Verlassenen, wie auch des früheren Brotherrn, bei dem ein beträchtlich überzogenes Konto an den Entschwundenen erinnerte, ihn zur Verantwortung zu ziehen, blieben erfolglos, bis eines Tages die Kunde eintraf, der Herr Hofmarschall habe draußen eine Bankierswitwe gefunden, die an seiner Seite glücklich zu werden hoffe. Sie hatte Geld genug, regelte seine Schulden und veranlaßte die Frau, gegen eine angemessene Abfindung auf den Gatten Verzicht zu leisten.

Damit schloß die Gastrolle des Hofmarschalls in Amerika. Die Schönen des Viertels nahmen die Huldigungen der einst Verschmähten huldreichst wieder auf, und man ging über das glänzend aufgetauchte und so schmählich verlöschte Gestirn zur Tagesordnung über. Nur in einem Hinterstübchen irgendwo versucht eine durch Gram und Kummer vorzeitig gealterte Frau mit Nähen genug zu verdienen, um sich und die junge Gräfin zu erhalten, deren Vater in den Bädern der alten Welt den Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises bildet. Er

hat den faux pas schon längst vergessen — auf seinem Antlitz hat er keine Falte hinterlassen — das Ziel seiner Wünsche ist erreicht, und das genügt ihm. —

Ein Heldentod

Scharf und schneidend saust der Nordostwind durch die Straßen und dringt durch die hüllenden Gewänder der heimeilenden Geschäftsleute und Arbeiter. Die Hände in die Taschen gesenkt, die Hüte über die Ohren herabgezogen, eilen sie den Fährhäusern zu, um die nach Brooklyn fahrenden Boote zu erreichen. Der Boden ist hart gefroren, die Trottoirs sind spiegelglatt und die Schaufenster mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die die Herrlichkeit drinnen dem Auge des Vorübergehenden entzieht. Die Kastanienhändler an den Ecken stampfen den Boden, um die Füße warm zu halten, und versuchen, die Finger an dem Röster zu erwärmen. Die Schar von ärmlich gekleideten Männern, Frauen und Kindern, die vor dem Portal der Fulton-Fähre die Abendzeitung feilhält, macht heute schlechte Geschäfte. Viele scheuen sich, auch nur einen Augenblick in der Kälte zu säumen, und eilen vorüber, ohne die gewohnte Zeitung zu kaufen. Die Bitten der Knaben und Mädchen werden

dringender, mit erstarrten Fingern strecken sie die Blätter entgegen und springen auf den Füßen auf und nieder. Die zerrissenen Schuhe und dünnen Kleider machen es dem eisigen Winde leicht, bis auf das Herzblut zu dringen, und die kleinen Körper ziehen sich immer mehr in sich zusammen, als ob sie dadurch der Kälte entgehen könnten.

Ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, fast sommerlich leicht gekleidet, nur einen alten Schal um Kopf und Hals gewunden, steht bitterlich weinend unter einer hellen Straßenlampe. Ein Knabe, vielleicht zwei Jahre jünger, nähert sich ihr. Sein Jäckchen ist fest über die Brust zugeknöpft, die wollene Mütze bis über den Hals hinabgezogen. Die Beine stecken in dünnen Kniehosen, baumwollene Strümpfe und ganz schadhafte Schuhe vervollständigen den Anzug.

„Was gibt's, Mary," ruft er der Weinenden zu, „was heulst du?"

Unter Schluchzen erzählt die Kleine, daß sie ihr Geld, den Erlös ihrer Zeitungen, in der Hand getragen. Im Gedränge müssen sich die erstarrten, gefühllosen Finger geöffnet haben, denn das Geld ist verschwunden. Zu Hause warte die Mutter, um dem kranken Bruder eine warme Suppe zu bereiten — nun sei die Möglichkeit dazu verschwunden.

Des Knaben Herz schwillt; ohne zu überlegen,

greift er in die Tasche und reicht dem Mädchen eine Handvoll Kupfermünzen.

„Da nimm," ruft er, „und mach, daß du heim kommst."

Das Mädchen will die Gabe zurückweisen, er dringt in sie, und sie eilt dankend von dannen.

Fröhlich pfeifend setzt Pete seinen Gang fort. Da stockt er plötzlich, er greift in die Tasche und zieht die leere Hand heraus.

„Da hab ich der Dirne den letzten Cent gegeben," murmelte er, „was wird da die Alte sagen?"

Der Gedanke verläßt ihn nicht mehr, sein Frohsinn ist dahin, und er schleicht sich langsam weiter. Vor einem großen Hause hält er still. Hier wohnen seine Eltern, wenn man dies verlotterte Paar, das ihn in die Welt gesetzt und seine mühsam erworbenen Pfennige jetzt in Branntwein vergeudet, so nennen kann. Er wagt nicht, hinein zu gehen, und kauert sich in eine Ecke hinter der Tür. Hier schlummert er ein, bis eine rauhe Stimme ihn weckt.

„Hallo," brüllt ihn der Vater an, „was machst du hier? Warum kommst du nicht ins Zimmer? Hast wohl wieder dein Geld verbummelt, du Taugenichts?"

Zitternd vor Frost und Angst steht das Kind vor dem rohen, betrunkenen Mann. Es versucht

eine Antwort zu ſtammeln, aber kein Wort will über die bebenden Lippen.

„Hab mir's doch gedacht," fährt der Mann fort, „kommſt zu deinen Eltern, die für dich ſorgen, nachdem du dein Geld in Süßigkeiten verpraßt haſt. Aber jetzt iſt's genug. Hinaus mit dir, du Range, und wenn du dich hier wieder blicken läßt, dann —"

Eine Reihe greulicher Flüche folgt, und der kleine Pete fliegt hinaus auf die Straße. Die Tür ſchlägt krachend ins Schloß.

Pete ſteht allein. Seine Gieder ſchmerzen ihn von dem Stoß und Fall, die grimmige Kälte geht ihm durch Mark und Bein. Er überlegt, was er tun könne, und erinnert ſich, daß es ihm ſchon einmal geglückt iſt, auf ein Fährboot zu ſchlüpfen, ohne bezahlen zu müſſen. Er eilt nach der Fähre und gelangt glücklich in die Kajüte. Wie iſt's hier ſo mollig und behaglich. Pete drückt ſich in einen Sitz und fühlt, wie die wohltuende Wärme ſeinen Körper durchdringt. Als das Boot in Brooklyn ankommt, ſchlüpft er hinaus und verſteckt ſich in einem dunkeln Winkel, bis die neue Fahrt beginnt — dann ſucht er wieder ſeinen warmen Sitz auf. Bei der Landung in New-York wiederholt er das Manöver, als er es aber am Brooklyner Ende nochmals verſucht, faßt ihn die Hand eines Matroſen am Kragen.

„Bist lange genug umsonst gefahren, Bürschchen," ruft der Beamte und schiebt ihn dem Ausgange zu. Dort zeigt er ihn noch dem Türhüter und weist den letzteren an, auf unseren Pete ein wachsames Auge zu haben.

Da steht der kleine Bursche nun wieder in der kalten Straße und weiß nicht, wohin sich wenden und wie sich der grausamen Kälte erwehren. Ja, wenn er nach New-York könnte, da kennt er eine Bäckerei, wo man ihm wohl ein Plätzchen am Backofen gönnen würde. Er weiß nur ein Mittel — er muß es versuchen, über die Brücke zu kommen. Er paßt den Augenblick ab, in dem der Beamte am Billettschalter mit dem Zählen des Geldes beschäftigt ist und schlüpft hindurch.

Hui, wie saust der Wind hier oben, wie wirft er sich gegen den kleinen Körper, als ob er ihn mit eisigen Armen an sein kaltes Herz drücken wollte! Aber Pete marschiert mutig vorwärts, bis er an die großen Pfeiler kommt. Da wird's erst fürchterlich. Kaum kann er sich auf den Füßen halten, er muß den Mund öffnen, um tiefen Atem zu schöpfen, und die kalte Luft macht fast die Zunge zu Eis. Er lehnt sich gegen das Geländer und taumelt vorwärts. Er fühlt unbewußt, daß er hier nicht unterliegen darf, und mit Aufbietung aller Kräfte

gelangt er bis an den New-Yorker Pfeiler. Doch nun muß er raſten. Pete kauert ſich in eine Ecke und verſucht, neue Kraft zu gewinnen. Über ihm flimmern die Sterne, tief unter ihm glitzern die Lichter der ſchlummernden Stadt. Ein Zug der Kabelbahn gleitet vorüber, die hell erleuchteten Wagen ſind mit fröhlichen, in warme Pelze gehüllten Menſchen gefüllt, die vom Theater oder von Geſellſchaften zurückkehren. Der Sturm umbrauſt den ſteinernen Pfeiler und ſpielt in den Drahtſeilen, die unter ſeinen Fingern zur Rieſenharfe werden und in wunderbarer, ſchauriger Melodie ertönen. Pete verſucht ſich aufzuraffen, es gelingt ihm nicht, ſein ganzer Körper ſcheint gelähmt, doch auch das Gefühl der Kälte verläßt ihn, und wohltuende Wärme ſcheint ihn zu umfangen.

Der große Poliziſt kehrt von ſeinem Patrouillengang nach der ſchützenden Niſche des Pfeilers zurück. Er ſchlägt die Arme über die Bruſt zuſammen, daß es dröhnt, und bewegt die Füße ſchnell hin und her. Da tönt ein leiſes Wimmern an ſein Ohr. Er folgt dem Laut und findet den ſchon faſt erſtarrten Knaben. Schnell wirft er den Körper über die Schulter und eilt im Trabe nach der Wachtſtube. Die dort Ruhenden ſpringen auf, man legt Pete auf einen Tiſch, flößt ihm Branntwein ein,

reibt ihn mit heißen Tüchern und Bürsten, bis der herbeigerufene Arzt erscheint. Er trifft seine Anordnungen, und die Belebungsversuche werden fortgesetzt, obgleich der Arzt keine Hoffnung gibt. Es gelingt, das Leben zurückzuhalten, zum rechten Bewußtsein kommt der arme Pete nicht mehr. Er öffnet noch einmal die treuen braunen Augen und lächelt den Nächststehenden an, dann spricht er noch eine Weile allerlei ungereimtes Zeug. Doch was er da vom Vater, von Maggie und seinen heutigen Erlebnissen erzählt, das genügt, um den um ihn gescharten Polizisten klar zu machen, daß hier unter der zerlumpten Jacke ein edles Herz geschlagen, daß hier ein Held den letzten Seufzer tut. Und als der Arzt die Augen zugedrückt und die Arme des Knaben auf der Brust gekreuzt hat, da stehen um den Tisch die mächtigen Gestalten der rauhen Polizisten mit gefalteten Händen und entblößten Häuptern, und manche Träne rollt verstohlen die bärtigen Wangen hinab. —

Schiffbruch

Der Weihnachtsabend ist hereingebrochen. Starkem Frost und Schneefall ist Tauwetter gefolgt, und ein grauer, dichter Nebel rollt vom Hafen her über das Häusermeer. Der Schnee verwandelt sich schnell in eine graugelbe, wässrige Masse, die bei jedem Schritt hoch an dem Fußgänger emporspritzt. An den Straßenübergängen haben sich fast unwegsame Pfützen gebildet, aus denen nur einzelne Schneeinseln hervorragen, die aber nur der Unerfahrene als Stützpunkt benutzt, denn sie weichen unter dem Fuß des sie Betretenden und lassen ihn unerwartet schnell im tiefen Schlamm versinken.

Die Luft ist mit Feuchtigkeit gesättigt, die durch die schützenden Kleider bis auf die Haut zu dringen scheint. Der Nebel hüllt die hohen Gebäude in einen kaum noch durchsichtigen Schleier, aus dem die grellen Lichter der Lokomotiven, die schnaubend und knarrend die Hochbahnzüge schleppen, wie verschwommene Riesengestirne hervorblicken. Keuchend

waten die Pferde der Straßenbahnen durch knietiefen, halb geschmolzenen, mit Straßenschmutz vermischten Schnee, und aus ihren Nüstern steigt der Atem in dichten Wolken in die Höhe.

Die elektrischen Lichter vor den Läden können den dichten Nebel nicht mehr durchdringen, und die Seitenstraßen, in denen keine hellerleuchteten Schaufenster den Gaslampen Beistand leisten, hüllen sich langsam in das Dunkel der Nacht. Die dichten Scharen der von der Arbeit Heimkehrenden haben sich schon lange gelichtet und sind nun ganz verschwunden. Nur hier und dort eilt ein Verspäteter durch die fast menschenleeren Straßen, sorgsam ein schweres Paket tragend, das Weihnachtsgaben für die Lieben, die er erst spät erreichen kann, enthält. In einzelnen Fenstern der hohen, düsteren Mietskasernen flammt ein Schein auf, ihm folgen mehrere, und bald leuchten hier und dort die Kerzen des Christbaums in die trübe Luft hinaus. Dort herrscht Weihnachtsstimmung, dort erklingen wohl die alten, schönen deutschen Weihnachtslieder aus jugendlichen Kehlen. Hier vernimmt man nichts davon. Nur von Zeit zu Zeit öffnet sich die Türe einer Wirtschaft, und Stimmengewirr, Gläserklang und wohl auch rauher Gesang dringen an das Ohr des Vorübergehenden, während für wenige

Minuten ein Lichtstreifen das trostlose Schmutzbett der Straße beleuchtet.

Aus einem Lokal, dessen Äußeres nicht eben einladend aussieht, tritt ein Mensch in abgetragener und zerlumpter Kleidung. Das Gesicht ist aufgeschwollen und trägt den Stempel der Verkommenheit, was die ganze Erscheinung des Vagabunden bestätigt. In der Rechten eine mit Bier gefüllte Blechkanne tragend, sucht er vorsichtig die beste Stelle, um die Straße zu kreuzen, denn seine Stiefel sind schon längst nicht mehr wasserdicht. Endlich ist der Übergang bewerkstelligt, nicht ohne dem Munde des Mannes einige kräftige Flüche zu entlocken, wenn er unerwartet tiefer in das Wasser geriet, als er gedacht hatte. Dann steigt er die Stufen hinab, die zu einem Keller führen, und öffnet die Tür. Dichter Qualm dringt durch die Spalte, und ein weiter, niederer, von einigen Hängelampen spärlich erleuchteter Raum wird sichtbar. Rings an den Wänden sind hölzerne Verschläge angebracht, ähnlich den Kojen auf Schiffen, und jede derselben dient als Schlafstelle für einen der Gäste des Lokals. Drei bis vier solcher Betten befinden sich übereinander, und die Verschläge nehmen fast den ganzen Raum ein, nur einen mäßig großen Platz in der Mitte frei lassend. Auf den Schlaf-

stellen wälzen sich bereits einige Kunden, welche sich zu früh den täglichen Rausch verschafft haben, während die anderen in weitem Kreise um den mächtigen eisernen Ofen sitzen, der, zur Rotglut erhitzt, mitten in dem Keller steht. Lüftung ist hier unbekannt, würde auch nicht versucht werden, wenn sie möglich wäre, und der Qualm der Pfeifen, die Hitze des Ofens und die Ausdünstung der Vagabunden, die hier ihre Nächte und einen Teil ihrer Tage verleben, hat die Luft unerträglich für den gemacht, der nicht an diese Umgebung gewöhnt ist.

Unter den Gestalten, die um den Ofen sitzen und sich mit wüsten Scherzen und Erzählungen ihrer Taten die Zeit vertreiben, fällt ein Jüngling, auf dessen Antlitz das Laster und die Völlerei noch nicht ihre untrüglichen Zeichen geschrieben haben, besonders auf. Der abgetragene Anzug zeigt Spuren der Versuche, ihn reinlich zu erhalten, das Gesicht weist wohl nicht Frische und Gesundheit auf, doch scheinen die tiefen Furchen mehr von Entbehrungen und Enttäuschungen herzurühren, als von Ausschweifungen. Die feingeschnittenen Züge deuten auf gute Herkunft hin, und die schlanken, weißen Hände beweisen, daß der Jüngling noch nicht lange in der Umgebung zu Hause ist, in der er sich heute befindet. Er hört nicht auf die rohen

Worte seiner Genossen; die braunen Augen blicken ins Weite, und seine Gedanken sind augenscheinlich fern von dem Ort, an dem er weilt.

Der Jüngling träumt von längst vergangenen Tagen, von einem Weihnachtsfest im Kreise der Lieben. Zum ersten Male war er in der Uniform des Kadetten nach Hause gekommen, und die jüngeren Geschwister, die gleich ihm vor dem geputzten Christbaum standen, blickten bewundernd zu ihm auf. Wie schlug damals sein Herz voll Hoffnungen, wie kühn waren die Pläne, die er baute. Und als dann der Vater gestorben war und Wehmut und tiefe Trauer den teuren Kreis der Seinen erfüllte, wie sich in die Weihnachtsfeier, die die Mutter den Kindern doch bereitet hatte, aufrichtiger Schmerz mischte, damals gelobte der Selektaner, der nun bald ins Leben treten sollte, der Mutter, dem jüngeren Bruder und den Schwestern eine feste Stütze und Hilfe zu werden. Er glaubt in weiter Ferne das fröhliche Lachen der Lieben zu vernehmen, und es ist ihm, als atme er den würzigen Duft des Tannenbaumes und der langsam verbrennenden Wachslichter ein.

Der Träumer fährt mit der Hand über die Augen, und ein anderes Bild entrollt sich vor seinem Blick. Im Offizierskasino ist Weihnachten gefeiert

worden. Das Mahl ist zu Ende, die Geschenke sind verlost worden, die Lichter des Christbaumes sind verlöscht, und die Musik ist nach Hause gegangen. Zigarrenrauch erfüllt den weiten Raum. Der starke, reichlich genossene Wein hat die Gemüter erhitzt und die jungen Leute in erregte, waghalsige Stimmung versetzt. Der Vorschlag, eine Bank zu legen, wird mit lautem Beifall begrüßt. Bald ist das Spiel im Gange, die anfangs kleinen Beträge schwellen rasch an, das bare Geld genügt nicht, und Streichhölzchen oder Zettel nehmen seinen Platz ein. Das helle Morgenlicht glänzt durch die hohen Fenster, ehe sich die Gesellschaft trennt. Die Sonne steht hoch am Himmel, als der junge Offizier erwacht und zum Bewußtsein seiner Lage kommt. Er hat eine Summe verspielt, die aufzubringen keine Möglichkeit vorhanden ist. In der Hoffnung, das Verlorene wieder zu erlangen, unter dem Einfluß des ihn umgebenden Taumels, hat er seine Einsätze sinnlos erhöht. Jetzt steht sein Name auf Papieren, die er einlösen muß, wenn er nicht entehrt sein soll. Er kann es nicht, und es bleibt ihm die Wahl zwischen der Pistole und Amerika. — Er wählt das letztere. Mit frohen Hoffnungen erreichte er New-York, doch nur Enttäuschungen und Mißerfolge erwarteten ihn. Schon lange lebt er

von kleinen Summen, die er auf die eine oder die andere Weise durch gelegentliche Dienstleistungen erlangt. So lange das Wetter günstig war, wurde der Mangel eines Obdaches nicht empfindlich, als aber der Winter hereinbrach, mußte er eine Schlafstelle suchen. Die einzige, die er mit seinen geringen Mitteln erschwingen konnte, war der Keller, in dem er sich jetzt befindet. Wohl war ihm die Umgebung anfangs entsetzlich, aber Not kennt kein Gebot, und nach und nach gewöhnt sich der Mensch an alles. —

Ein besonders kräftiger Scherz hat lautes Lachen hervorgerufen, und der Träumer erwacht. Erschreckt blickt er um sich, die Vergangenheit ist entflohen, und die furchtbare Gegenwart steht vor ihm. Ein Frösteln überläuft ihn, als er die Gestalten übersieht, die um ihn sitzen. Rasch erhebt er sich, angeekelt von der Szene, und schnell reift in ihm der Entschluß, hinauszueilen und noch einen Versuch zu machen, sich zu Besserem emporzuraffen, es koste, was es wolle. Er bahnt sich einen Weg durch die Bande, die ihm mürrisch Platz macht. Schon hat er die Türklinke in der Hand, da faßt ihn der Zunächstsitzende am Arm und ruft mit höhnischem Lachen:

„Wohin, Baron? Das geht nicht. Erst eine Kanne Bier bezahlen, die Reihe ist an dir!“

Der Angeredete reißt sich heftig los und streift,

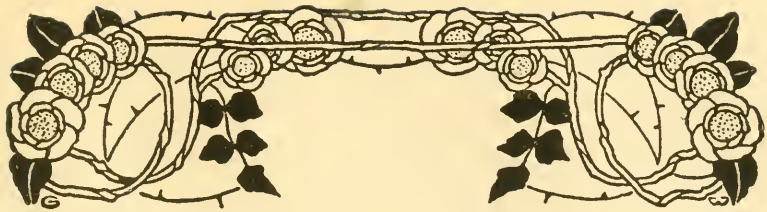
indem er sich hastig umdreht, den Rufenden unabsichtlich mit dem Ellbogen. Wütend springt dieser auf, stößt einen greulichen Fluch aus und schlägt dem Unglücklichen mit der geballten Faust ins Gesicht. Der Angegriffene stürzt rücklings zu Boden, schlägt im Falle mit dem Hinterkopf gegen die scharfe Kante des eisernen Ofens und bleibt leblos liegen.

Nach wenigen Minuten betritt ein Polizist den Keller. Er findet nur den Besitzer, der keine Auskunft zu geben vermag. Eine oberflächliche Untersuchung liefert kein Resultat, und die Leiche wird ohne Sang und Klang eingescharrt. Handelt es sich ja doch nur um einen bei einer Rauferei umgekommenen Strolch.

Drüben aber im fernen Deutschland gedenkt eine von Sorgen und Gram früh gebeugte Mutter, während sie zu dem leuchtenden Weihnachtsbaum aufblickt, des geliebten Sohnes, der jenseits des Weltmeeres weilt, und ihr heißes Gebet für den fernen Liebling mischt sich mit den Segenswünschen der Geschwister, deren Herzen, voll froher Zuversicht, auf die baldige Rückkehr des Bruders hoffen. —

Im letzten Augenblick

Skizze aus dem amerikanischen Geschäftsleben



Am letzten Tage des Jahres 1881 saßen in einem Bureau im Geschäftsteil New-Yorks zwei Männer, welche, obgleich äußerlich ganz verschieden, doch seit mehreren Jahren einträchtig und erfolgreich zusammen gearbeitet hatten. Die beiden Teilhaber der Firma Kennedy & Frühauf ergänzten sich in seltener Weise in ihren Charakteren: Kennedy, ein Kanadier schottischer Abstammung, war groß und schlank, fast hager und von der seinen Stammesgenossen eigentümlichen, geschmeidigen Beweglichkeit. In seinem Benehmen geradezu und derb, oft ungehobelt, war er doch von Herzen gutmütig; treu und ehrlich wie Gold, hielt er jeden seiner Mitmenschen für eben so ehrlich, glaubte allen Beteuerungen, lieh jedem Bittenden sein Geld und war mit Leichtigkeit zu hintergehen. Hatte er aber einmal die Überzeugung gewonnen, daß man ihn betrügen wolle, dann verwandelte sich das weiche Herz in Stein; er ruhte nicht, bis er den Schul-

digen gefaßt hatte, und sein Zorn kannte weder Rücksicht noch Erbarmen. Sein Kompagnon, Heinrich Frühauf, war ein Deutscher, der in früher Jugend nach Amerika gekommen war und sich vom Laufburschen zur Selbständigkeit emporgeschwungen hatte. Untersetzt, mit massivem Kopf und klaren blauen Augen, bot er den Anblick des Mannes, der erst sorgfältig überlegt, ehe er wagt, der alle Umstände in Berechnung zieht und im geeigneten Augenblick mit Entschiedenheit und Schärfe handelt. Gutherzig und gemütvoll, war bei Frühauf doch keine Gefahr vorhanden, das schöne Worte sein besseres Urteil trüben konnten.

Kennedy und Frühauf hatten etwa drei Jahre vor dem Silvester, an dem wir sie in ihrem Bureau belauschen, auf den Trümmern eines zusammengebrochenen Geschäftes, in welchem sie angestellt gewesen waren, ein neues Geschäft aufzubauen begonnen, und angestrengte Arbeit hatte es den Kühnen möglich gemacht, vorwärts zu kommen. Sie hatten eben ihren Jahresabschluß vollendet und mit Genugtuung gesehen, daß er zum ersten Male einen Überschuß zeigte, ohne daß allerlei schlechte und zweifelhafte Posten, der Wert der Kontor-Möbel, Briefmarken auf der Kreditseite aufgeführt wurden. Die Bücher zeigten namhafte Bestellungen, das

Haus hatte sich einen weiten Kreis guter Kunden erworben — kurz, Kennedy und Frühauf hatten sich eine feste, sichere Grundlage geschaffen und durften der Zukunft froh ins Auge blicken.

So saßen denn die beiden vor dem hellen, laut prasselnden Kaminfeuer, rauchten zur Feier des Tages ein paar gute Zigarren und sprachen über ihre Lage und die Zukunft. —

„Glück auf," rief der lange Kennedy, der, den Stuhl weit nach hinten übergelehnt, die Beine auf dem Schreibtisch, den Rauch in dichten Wolken von sich blies. „Glück auf! Die Schlacht ist gewonnen, unsere Verbindlichkeiten sind gedeckt, ein Überschuß von dreitausend Dollar und Bestellungen für über zehntausend Dollar in unseren Büchern. Wir sind dicke durch!" —

Nachdenklich klopfte Frühauf die Asche von seiner Zigarre und erwiderte: „Ja, James, es sieht sich recht hübsch an. Wenn wir nur den Wechsel über fünftausend Dollar wieder hätten, den wir Sheldon & Crawford gegeben haben. Er macht mir Sorge."

„Was?" rief der Kanadier, sprang auf, stellte sich vor den Partner und lachte, daß die Wände dröhnten, „darüber machen Sie sich Sorgen? Wegen meines alten Freundes Sheldon? Das ist, weiß Gott, komisch. Sheldon, die treueste, ehrlichste

Haut von der Welt! Wenn da Gefahr drohte, so hätte er es schon lange gesagt. Wie hätten wir denn alle die großen Bestellungen ausführen können, wenn wir nicht Sheldon & Crawford den Wechsel gegeben hätten, den sie diskontieren konnten, um sich für das bare Geld Material und Maschinen zu kaufen. Mein Freund, das Stück Papier hat uns schon mehr Geld eingebracht als darauf steht."

„Das ist alles ganz richtig," entgegnete Frühauf, „aber, lieber James, zunächst gaben wir Sheldon den Wechsel, also unsere Verpflichtung für fünftausend Dollar, auf drei Monate. Nun hat er ihn schon zweimal prolongiert und immer noch nicht den Betrag reduziert, wie er versprochen. Dann ist er in der letzten Zeit immer knapp und bittet um Bezahlung, ehe seine Rechnungen fällig werden, was nicht auf große Prosperität schließen läßt — und schließlich, mein guter Freund, wäre es nicht das erste Mal, daß Sie sich in Ihren Freunden getäuscht hätten."

„Na nu ist's genug," brüllte der Riese, „Sie sollen mir das neue Jahr nicht verderben. Sheldon mich täuschen! Donnerwetter, gerade so gut würde ich glauben, ich hätte ein Stück spanisches Rohr im Munde statt einer importierten Havanna. Ich gehe nach Hause zu meiner Frau, machen Sie,

daß Sie nach ihrem Klub kommen und beim Silvester-Punsch die trüben Gedanken loswerden. Gute Nacht, alter Freund, und fröhliches Neujahr!"

Fort war er. Frühauf schloß den Geldschrank zu und folgte dem Rat seines Teilhabers mit ausgezeichnetem Erfolge. —

*

Die nächsten Tage brachten einen der heftigsten Nordweststürme, die New-York erlebt hatte. Von Manitoba bis Florida fiel das Thermometer in einer Nacht über zwanzig Grad, ungeheuere Schneemassen deckten den Kontinent von den Felsengebirgen bis zum atlantischen Ozean mit einer weißen Schicht, die allem Verkehr ein Ende machte. Die Natur hatte wieder einmal dem Menschen gezeigt, wie ohnmächtig er ihrer Gewalt gegenüber ist, und in einer Nacht alle Errungenschaften der Zivilisation auf Wochen hinaus brachgelegt. Erst nach mehreren Tagen war der Post- und Telegraphenverkehr notdürftig wieder hergestellt, aber lange Zeit verging, ehe Warensendungen aus dem Inland in New-York eintrafen. Als die ersten Güter für Kennedy & Frühauf anlangten, begab sich der Kanadier selbst nach dem Bahnhofe, um für ihre sofortige Überführung nach dem Dampfer Sorge zu tragen. Früh-

auf saß allein im Bureau, mit seiner Korrespondenz beschäftigt, als die Türe sich öffnete und eine Gestalt eintrat, die den eifrig Arbeitenden unwillkürlich zum Lachen reizte. In mächtigen Pelzstiefeln steckten die Füße, den Körper bedeckte ein Mantel aus Bärenfell, das Gesicht war fast ganz von einem rotwollenen Schal verhüllt, und eine Mütze von Otterfell, bis über die Ohren hinabgezogen, vervollständigte das Kostüm. Erst als die Erscheinung einen der dicken Pelzhandschuhe ausgezogen und die Mütze abgenommen hatte, erkannte Frühauf — Sheldon.

Das Herz des Kaufmannes, ein Unglück ahnend, krampfte sich bei dem Anblick des Mannes in der Brust zusammen. „Sheldon," rief er aufspringend, „was führt Sie in diesem Wetter nach New-York?"

„Geschäfte," antwortete der Angeredete leise und sank, nachdem er sich seiner Hüllen entledigt hatte, schwer in den Stuhl.

„Geschäfte?" rief aufgeregt Frühauf und packte seinen Besucher bei den Schultern. „Geschäfte? Was für Geschäfte? Mann, reden Sie doch!"

Sheldon schlug die Augen nieder und flüsterte leise: „Ich bin bankerott."

„Wer ist bankerott?" brüllte in diesem Augen-

blick der lange Kennedy, der die letzten Worte gehört hatte, als er eben zur Türe hereintrat.

Stumm wies Frühauf auf Sheldon, der mit halbgeschlossenen Augen dasaß. Endlich ermannte er sich und sprach: „Ich bin hierher gekommen, um euch zu retten.“ Dann erzählte er, ohne auf die ungläubigen Blicke seiner Zuhörer zu achten, wie es seit Jahren mit ihm abwärts gegangen sei. Seine Frau, die Tochter reicher Eltern, verlangte größeren Luxus, als er mit seinen Mitteln bieten konnte. Die Schwiegereltern, die nur unwillig ihre Zustimmung zu der Ehe gegeben hatten, wollten sich nicht zu einer Unterstützung verstehen. Da mußten die großen Summen, welche der Haushalt erheischte, aus dem Geschäfte genommen werden. Dann kam die alte Geschichte: Sheldon versuchte, den Ausfall durch Spekulationen zu decken, die fehlschlugen und das Ende um so schneller herbeiführten. „Jetzt,“ so schloß er seine Erzählung, „habe ich nur eine Pflicht zu erfüllen: euch eure fünftausend Dollar zu retten.“

„Wie wollen Sie das tun?“ fragte Frühauf, der sich inzwischen beruhigt und seine kühle Überlegung wieder gewonnen hatte.

„Ganz einfach,“ entgegnete Sheldon. „Mein Hauptgläubiger ist die erste Nationalbank in Silverdale, die eine Hypothek von zwanzigtausend Dollar

auf meiner Fabrik hat. Da die Bankbeamten aber recht gut wußten, daß mein Kredit sofort gänzlich ruiniert sein würde, sobald es bekannt wurde, daß mein Eigentum so hoch belastet war, so haben sie das Instrument nicht eintragen lassen. Die Bank wollte sich sichern, gleichzeitig mir aber Gelegenheit geben, meinen Kredit nach anderen Richtungen hin auszunützen, da dabei ja nur andere verlieren könnten. In diesem Umstande liegt unsere Rettung. Ich bin hierher gekommen, um euch meine Fabrik zu verkaufen, dann verliert ihr nichts, ich führe das Geschäft fort als euer Verwalter, und die Bank hat das Nachsehen."

„Und was soll die Fabrik kosten," warf Kennedy ein, „ist es recht, die Bank zu hintergehen?"

Sheldon fuhr fort: „Ich verkaufe euch die Geschichte für den Betrag eures Wechsels, fünftausend Dollar, natürlich unter der Bedingung, daß ich sie zurückkaufen kann, wenn ich die Mittel habe. Was die Bank betrifft, so brauchen wir uns keine Gewissensbisse zu machen. Die Leute haben mich ruiniert, haben mir Wucherzinsen für jeden Vorschuß abgenommen und mich ausgepreßt wie eine Zitrone, so lange noch ein Dollar aus mir herauszupressen war. Der Bankpräsident, mein Herr Schwiegervater, war der schlimmste, und ich würde mich freuen, wenn

ich ihm die Fabrik aus den Händen reißen könnte, die er schon als sein Eigentum betrachtet."

Der Vorschlag wurde nach allen Seiten hin erwogen. Kennedy hielt ihn für vorzüglich und wollte sofort einschlagen; Frühauf hegte Zweifel. Die Sache schien ihm unsicher; abgesehen davon, ob ein Verkauf unter den obwaltenden Umständen rechtskräftig sein würde, war er der Meinung, daß die Hypothek trotz eines Eigentumswechsels in Kraft bleiben und also auf die vorgeschlagene Weise nichts gewonnen werden könnte. Nach vielem Hin- und Herreden entschloß man sich, einen Rechtsanwalt aufzusuchen, der nach sorgfältiger Erwägung dringend davon abriet, auf Sheldons Vorschlag einzugehen. Wenn der Verkauf auch wirklich zu Recht bestehen würde, so sei mit der Hypothek doch dasselbe der Fall; ihr Wert werde durch den Verkauf nicht im geringsten beeinträchtigt. Außerdem würde der Transaktion immer ein Odium anhaften, das eine junge Firma um jeden Preis vermeiden müsse.

„Gibt es denn kein Mittel, unsere fünftausend Dollar zu retten?" fragte Frühauf, zitternd bei dem Gedanken, daß diese für die junge Firma so große Summe unrettbar verloren sein könnte.

Der Rechtsanwalt erwiderte bedächtig: „Es gibt vielleicht ein Mittel. Wenn Herr Sheldon Ihnen

eine Hypothek für den Betrag Ihres Guthabens gibt und es Ihnen gelingt, das Instrument registrieren zu lassen, ehe die Forderung der Bank eingetragen ist, so haben Sie natürlich das Vorrecht."

„Das muß sofort geschehen; lassen Sie unverzüglich die Urkunde aufsetzen," rief Frühauf.

Davon wollte Sheldon aber nichts wissen. Er machte Ausflüchte, und es war den Zuhörern bald klar, daß er seinen Vorschlag nur gemacht hatte, weil er durch denselben etwas für sich selbst zu retten hoffte. Jetzt, da dies unmöglich schien, reifte langsam der Gedanke in ihm, schließlich doch noch einen Vergleich mit der Bank zu schließen. Glücklicherweise dämmerte es auch in Kennedys Kopf bald, daß sein guter, treuer, ehrlicher Freund Sheldon nicht in uneigennütziger Absicht nach New-York gekommen war, sondern nur weil er ohne die Unterstützung der New-Yorker Firma keinen Ausweg für sich sah. Der Hinterwäldler überhäufte seinen Freund in einer Weise mit wenig schmeichelhaften Bezeichnungen und Drohungen, daß Sheldon schließlich, als Kennedy die Absicht aussprach, handgreiflich zu werden, aus reiner Angst klein beigab und das Dokument unterzeichnete — ja, er erbot sich auch, dasselbe selbst nach Silverdale zu nehmen und dort eintragen zu lassen. Die prompte Besorgung war

aber von zu großer Wichtigkeit; daher entschloß sich der vorsichtige Frühauf, dessen Mißtrauen gegen den Fabrikanten noch nicht ganz geschwunden war, selbst die allerdings unter den Umständen etwas unangenehme Reise zu unternehmen.

An demselben Abend fuhr der junge Kaufmann mit dem Nachtzug nach dem im westlichen Teile New-Yorks gelegenen Städtchen Silverdale, wo er am nächsten Tage gegen ein Uhr nachmittags eintreffen sollte. War die Reise schon an und für sich infolge der starken Kälte nichts weniger als gemütlich, so wurde sie dadurch für den Reisenden zum Marterpfade, daß der Zug von Station zu Station hinter der fahrplanmäßigen Zeit zurückblieb, und rechtzeitiges Eintreffen in Silverdale mit jeder Stunde unwahrscheinlicher wurde. Eine Verspätung von zwei Stunden bedeutete aber den Verlust eines Tages, denn um drei Uhr wurde das Bureau des Registrators geschlossen. Was Frühauf gefürchtet, trat ein. In Iron City, wo er umsteigen mußte, um auf einer Zweigbahn nach Silverdale zu fahren, traf der Zug fast eine Stunde zu spät ein; er hatte den Anschluß verfehlt, und die Passagiere mußten auf den nächsten Zug warten, der um halb drei abging und zehn Minuten vor drei Uhr in Silverdale fällig war. Es war um die Mittagszeit, und

der Kaufmann hatte es sich nach dem Genuß einiger Butterbrote und einer Tasse Kaffee mit Hilfe seiner Reisedecke auf einer Bank bequem gemacht, um eine kleine Siesta zu halten, als sein Ohr auf den in einem Bretterverschlage in der Ecke des Wartesaales arbeitenden Telegraphen aufmerksam wurde. Frühaufs Partner Kennedy war ein leidenschaftlicher Telegraphist und hatte in dem kleinen Nest in New-Jersey, in dem er wohnte, eine Gesellschaft gegründet, deren Mitglieder ihre Häuser mit Drähten verbunden hatten und sich jeden Abend vermittels des Telegraphen zu unterhalten pflegten. Während des Sommers, den der Deutsche im Hause des Teilhabers zu verleben gewöhnt war, hatte man auch ihn zum Erlernen des Telegraphierens gepreßt, und er war soweit gelangt, das Morse-Alphabet ziemlich geläufig zu gebrauchen und nach dem Gehör Depeschen zu übersetzen, wenn nicht zu schnell gearbeitet wurde. Oft hatte er sich mit Kennedy verständigt, wenn ein Käufer im Bureau anwesend war, indem sie sich durch Klopfen mit dem Bleistift auf der Schreibtischplatte gegenseitig Winke telegraphierten, ohne daß der Uneingeweihte etwas Außergewöhnliches bemerkte. Jetzt, in dem einsamen Wartesaal, in dem außer dem Knistern des Feuers kein Laut hörbar war, unterbrach der Tele-

graph die angenehme Stille in recht ungemütlicher Weise, und Frühauf mußte seinem Ticken lauschen, ohne es zu wollen. Das junge Mädchen an dem Instrument war augenscheinlich eine Anfängerin und erhielt, wie das in solchen Fällen üblich, ihre Depeschen vom anderen Ende sehr langsam, und es wurde unserem Freunde daher sehr leicht, dieselben zu übersetzen. Nachdem er schon einigen Gratulationen zu Geburten, Nachrichten von glücklicher Ankunft und so weiter gelauscht hatte, war er doch noch im Begriff, in einen leichten Schlummer zu verfallen, als er plötzlich überrascht aufsprang, denn die Depesche, die er da hörte, war für ihn von höchster Wichtigkeit und erforderte rasches Handeln. Sie lautete folgendermaßen:

‚Rechtsanwalt James R. Maigne, Iron City Hotel, Iron City. Lassen Sie sofort unsere Hypothek auf Sheldons & Crawfords Fabrik eintragen. Größte Eile nötig.

Erste Nationalbank von Silverdale.‘

Hier stand alles auf dem Spiel. Frühauf war sich bewußt, daß er diesem Herrn Maigne um jeden Preis zuvorkommen mußte. Mit drei Schritten stand er vor dem Fenster der Telegraphistin und fragte:

„Der nächste Zug nach Silverdale geht um zwei Uhr dreißig Minuten, nicht wahr?“

„Ja," war die Antwort.

„Wie groß ist die Entfernung?"

„Acht Meilen."

„Kann man einen Schlitten bekommen?"

„Vielleicht in Iron City Hotel."

„Danke."

Fort war er. Sein Entschluß war gefaßt. Wenn er die Eisenbahn benützte, traf er erst wenige Minuten vor drei in Silverdale ein. Es war jetzt ein Uhr — mit einem Schlitten und gutem Gespann konnte er lange vor dem Zuge an Ort und Stelle sein. Im Hotel fand er, was er suchte, ließ sich vom Kutscher in Decken verpacken und war eben im Begriff, ihm die letzten Instruktionen zu geben, als er hinter sich rufen hörte und den Wirt in Begleitung eines kleinen, beleibten Herrn mit grauem Backenbart, eine Reisetasche in der Hand, auf den Schlitten zueilen sah. Ganz richtig vermutete der Kaufmann in dem kleinen Herrn den Rechtsanwalt, der auch zeitig nach Silverdale zu gelangen wünschte, und rief dem Kutscher zu, loszufahren. Letzterer versuchte, seinem Fahrgast klar zu machen, daß er Gesellschaft haben und einen Teil des Fuhrlohnes sparen könne, erhielt aber zur Antwort, daß ihn das nichts angehe und er nicht länger zögern solle. Verdrießlich be-

folgte er den Befehl, wurde aber bald durch das Versprechen doppelter Bezahlung versöhnlicher gestimmt, falls er Silverdale mindestens eine Viertelstunde vor dem Eintreffen des Nachmittagszuges erreiche.

Die Fahrt war prächtig. Soweit das Auge reichte, deckte der weiße, in der hellen Wintersonne glitzernde Schnee die Landschaft, und der leichte Schlitten flog über die glatte Fläche, als ob die kräftigen Pferde überhaupt keine Last zu ziehen hätten. Schon war etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der Kutscher von der Landstraße abbog, um eine Krümmung abzuschneiden. Dieser Versuch wurde verhängnisvoll. Während auf der vielbefahrenen Landstraße der Schnee fest und hart war, lag er auf den Seitenwegen lose, der Schlitten geriet in eine Wehe und stand bald still: die Pferde bis an den Bauch und das Gefährte bis fast zum Sitz im Schnee. Kutscher und Passagier mußten aussteigen und ihren vereinten Kräften gelang es nach Verlust einer kostbaren, für Frühauf zur Ewigkeit werdenden Viertelstunde, Gespann und Schlitten zu befreien. Es blieb nichts übrig, als auf die Hauptstraße zurückzukehren und durch schnelles Fahren den Versuch zu machen, die verlorene Zeit einzuholen. So sehr der Kutscher aber auch die Pferde

antrieb, es war schon zu viel Zeit verloren, und als er eben mit der Peitsche auf ein hinter dem nächsten Hügel sichtbar werdendes Gebäude mit den Worten: „Das ist das Gerichtsgebäude von Silverdale!“ wies, hörte Frühauf in weiter Ferne das Rollen des Zuges von Iron City, der ohne Zweifel den Advokaten nach dem gemeinschaftlichen Bestimmungsorte brachte. Wie wild hieb der Kutscher auf die Pferde, in rasender Eile jagte der Schlitten dahin, um die kurze Strecke bis Silverdale in den wenigen Minuten zurückzulegen, die noch übrig waren. Schon waren die ersten Häuser erreicht, der Kaufmann knöpfte seinen Rock auf und nahm das Hypothekeninstrument aus seiner Tasche, um keinen Augenblick zu verlieren — jetzt bog der Schlitten um die Ecke in die Hauptstraße. Hatte der Kutscher zu scharf gewendet oder war es eine natürliche Folge der Geschwindigkeit — statt den Pferden zu folgen, schleifte der Schlitten weit nach links in der Richtung der Straße weiter, auf der er gekommen war. Frühauf sah die Gefahr und versuchte, aufzuspringen, um sich nötigenfalls durch einen Sprung zu retten, aber ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, flog das leichte Fuhrwerk mit furchtbarer Wucht gegen einen eisernen Laternenpfahl, zerbrach in tausend Stücke, und der Reisende

wurde in hohem Bogen auf die Straße geschleudert. Er fühlte einen heftigen Schlag gegen den Kopf, versuchte mit Anspannung aller Kräfte noch einmal sich aufzurichten, um zur Ausführung seines Vorhabens nach dem Gerichtsgebäude zu laufen — machtlos sank er aber zurück, fühlte nur noch einmal, wie eine fremde Hand ihn zu stützen suchte — dann schwand sein Bewußtsein.

Als Frühauf wieder erwachte, fand er sich entkleidet in einem reinlichen Bett, das von einer spanischen Wand umgeben war. Hinter derselben brannte eine Lampe, und aus dem leisen Klirren der Stricknadeln und dem zeitweisen Rauschen eines Kleides schloß der Kranke, daß dort ein weibliches Wesen über ihn wache. Er hüstelte leise und hörte gleich darauf, wie das Strickzeug aus der Hand gelegt wurde. Einen Augenblick später erschien in der Öffnung des Schirmes der Kopf einer alten Dame, deren große, braune Augen sich forschend auf den Patienten richteten. Als sie sah, daß er erwacht war, kam sie näher und fragte teilnahmsvoll nach seinem Befinden. Er dankte, klagte, daß sein Kopf ihn schmerze, und wollte wissen, wo er sei.

„Im Hause von guten Freunden," lautete die Antwort. „Seien Sie unbesorgt und schlafen Sie, bis der böse Kopfschmerz fort ist."

„Und meine Hypothek?“ fragte ängstlich Frühauf, der sich der vergangenen Ereignisse zu erinnern begann.

„Ist in Ordnung. Nun aber stille und schlafen,“ gebot mit sanfter Entschiedenheit die Pflegerin, und zwang den Kranken, einen Löffel Medizin zu nehmen, strich die Kissen glatt, legte seinen Kopf auf die Seite, wie den eines kleinen Kindes, und Frühauf verfiel von neuem in tiefen Schlummer. Diesmal störten ihn aber böse Träume — er lag hilflos im Schnee und war bereit zu sterben: da retteten ihn die braunen Augen seiner Wärterin. In endlosen Variationen kehrte dieser Traum immer wieder zurück, merkwürdigerweise aber verjüngte sich dabei stets das freundliche, lächelnde Antlitz mit den braunen Augen, die grauen Haare nahmen die Farbe der Augen an, und Jugendfrische gesellte sich zu Herzensgüte und Freundlichkeit. Endlich erwachte der Patient wieder, in Schweiß gebadet. Neben dem Lager stand ein Herr mit grauem Backenbart und goldener Brille; er hielt die Hand des Kranken in der seinen und sagte lächelnd:

„Nun, jetzt sind wir auf dem rechten Wege. Dieser Schweiß hat viel geholfen, und bei der guten Pflege werden wir bald wieder auf den Beinen sein.“

Frühauf fragte, wie lange er gelegen habe und wo er sich befinde.

„Fast drei Tage haben Sie hier gelegen," lautete die Antwort. „Sie müssen mit dem Kopfe gegen einen Stein gefallen sein, und ich fürchtete sehr, daß eine Gehirnentzündung eintreten werde. Dank Ihrer guten Konstitution aber und der aufopfernden Pflege Ihrer Wirte ist die Gefahr jetzt vorüber, und sobald Sie sich kräftig genug fühlen, können Sie aufstehen."

„In wessen Haus befinde ich mich aber?"

„Das," entgegnete der Arzt, „überlasse ich Ihrer Pflegerin, Ihnen zu sagen."

Er verneigte sich bei diesen Worten leicht gegen die alte Dame, die lächelnd zugehört hatte, verabschiedete sich und verließ das Zimmer.

Die liebenswürdige Pflegerin nahm die Hand des Kranken in die ihre und sagte:

„Jetzt muß ich wohl berichten, um Sie zu beruhigen. Am vorigen Freitag kam meine Tochter Emma aus der Musikstunde und war nicht zehn Schritte vom Hause entfernt, als Sie aus dem Schlitten vor ihre Füße flogen. Glücklicherweise ist Emma keines der Mädchen, die sich in solchen Fällen nach den Armen eines Beschützers umsehen, um graziös in Ohnmacht zu fallen; sie sprang vielmehr

entschlossen vorwärts und stützte Sie, als Sie sich aufgerichtet hatten. Aus den unzusammenhängenden Worten, welche Sie stammelten, schloß meine Tochter, daß es von größter Wichtigkeit sei, das Papier, welches Sie in der Hand hielten, auf dem Gericht zu deponieren. Sie ließ Sie sanft zur Erde gleiten, rief mich herbei, trug mir auf, Sie ins Haus schaffen zu lassen, und eilte dann selbst zum Gericht und zum Arzt."

„Wie soll ich Ihnen und Ihrer Tochter danken!" rief der Kranke und versuchte, einen Kuß auf die Hand der Dame zu drücken.

Sie entzog sie ihm und sagte: „Wir haben nur unsere Pflicht getan. Allerdings scheint es mir, als ob meine Tochter Ihnen unbewußt einen großen Dienst erwiesen hätte."

„Du hast also doch geschwatzt, Mama, trotzdem ich es dir verboten hatte," rief in diesem Augenblick eine frische, helle Stimme, und in der Öffnung der spanischen Wand erschien — das Bild, das die Träume des Fiebernden ihm vorgeführt hatten, die Tochter der Pflegerin. Bis auf das wellige, braune Haar das Ebenbild der Mutter, leuchteten ihre braunen Augen dem Kranken entgegen, wie die Sterne dem einsamen Wanderer in der Wüste, wenn die Nebel sich zerteilen, und hätten es seine Kräfte

ihm gestattet, dann wäre Frühauf aufgesprungen und ihr zu Füßen gefallen. Sie mochte erkennen, was in ihm vorging, denn sie rief ihm zu:

„Kein Wort des Dankes! Ich habe nur getan, was meine Pflicht war. Übrigens würde ich mich vielleicht nicht so beeilt haben, hätte ich gewußt, daß ich Papa damit einen argen Streich spielen würde."

„Ihrem Papa," fragte Frühauf verwundert, „ist Ihr Papa vielleicht . . . . . ?"

„James K. Maigne, zu dienen," fiel Emma lachend ein. „Anwalt der Ersten Nationalbank von Silverdale. Seien Sie übrigens unbesorgt, er ist Ihnen nicht böse und wird es Ihnen selbst sagen."

Die Aufregung der letzten Viertelstunde war für den Patienten zu viel gewesen. Sein armer Kopf war noch nicht imstande, so viel Überraschungen auszuhalten, und er mußte die Augen schließen. Das war aber sein letzter Anfall von Schwäche, und nachdem er überwunden war, ging die Besserung mit Riesenschritten vorwärts. Bald konnte Frühauf sein Lager verlassen und den Damen Gesellschaft leisten oder sich mit Herrn Maigne im Schach messen. Der Rechtsanwalt war verständig genug, die Schlappe, die er erlitten, nicht dem Kaufmann persönlich nachzutragen, sondern zollte ihm im Gegenteil Anerkennung für sein entschlos-

L OF C.

senes Vorgehen. Der Deutsche fühlte sich wohl in dem gastlichen Hause, er empfand nach langen Jahren wieder, was es heißt, heimisch zu sein, und schied schließlich mit schwerem Herzen von den liebenswürdigen Leuten, denen er so viel zu danken hatte.

Obgleich Kennedy & Frühaufs Hypothek nun volle Gültigkeit hatte, versuchte die Bank doch durch die üblich gerichtlichen Kniffe ihrem Instrument, welches allerdings eher ausgestellt aber später registriert worden war, das Vorrecht zu verschaffen; vielleicht war es auch nur ihre Absicht, unsere Freunde zu einem Vergleich zu zwingen, indem man ihrem Bestreben, in den Besitz des Geldes zu gelangen, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legte. Als der Zwangsverkauf der Fabrik vor sich gehen sollte, erlangte die Bank einen Einhaltsbefehl, und erst nach langen Streitigkeiten erhielten die New-Yorker ihr Geld wieder. Während des Prozesses war Frühaufs Anwesenheit in Silverdale wiederholt nötig, und daß er jedesmal das Haus seiner Retter aufsuchte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Kennedy freilich behauptete, daß der Rechtsanwalt die Sache ebensogut besorgen könne — er wußte eben nicht, daß ganz andere Umstände seinen Teilhaber nach Silverdale zogen und daß

die braunäugige Emma eine Hypothek auf das Herz des blonden Deutschen erworben hatte. Er erfuhr es erst, als bei dem letzten Besuch Frühaufs in Silverdale dieser seiner Retterin die innige Liebe gestanden, die sein Gemüt erfüllte. Errötend sank das Mädchen an die Brust des Kaufmannes, während die Eltern den Bund segneten, den sie wohl schon lange geahnt und im stillen herbeigewünscht hatten.

Und als die Rosen blühten, als die Drosseln sangen und die Fluren im hellen, warmen Schein der Sommersonne glänzten, da entführte Frühauf, reines Glück und Zufriedenheit im Herzen, sein junges Weib dem Städtchen, in das er in banger Sorge eingezogen und wo er mit knapper Not dem geschäftlichen Untergange, wenn nicht dem sicheren Tode, entronnen war. —

Die große scharfe Schere

Die Schere ist eins der wichtigsten Hilfsmittel des Redakteurs; denn mit ihrer Hilfe schneidet er sich Artikel aus, die ihm Informationen liefern, und auch solche, die er seiner eigenen Zeitung unverändert einverleibt. Sie kann ihm aber auch unangenehme Stunden bereiten, wie hier gezeigt werden soll.

Der größte Feind des Redakteurs ist der Plagiator, der Mensch, der etwas abschreibt und es als sein eigenes Erzeugnis ausgibt. Da auch der tüchtigste Redakteur nicht alles gelesen haben kann, so wird er mitunter von solchem literarischen Dieb und Betrüger getäuscht. Nicht alle Abschreiber sind schlechte Menschen, manchmal lassen sie sich nur durch Leichtsinn und Mangel an Fleiß verleiten, einen törichten Streich zu begehen. Das geschah beispielsweise, als die Redaktion einer deutschen Zeitung in Amerika am Freitag vor Pfingsten das Geburtstagsfest eines Kollegen sehr gründlich gefeiert hatte.

Am Sonnabend sollte der Redakteur, der die übliche Wochenplauderei für das Sonntagsblatt zu liefern hatte, natürlich so geistreich und liebenswürdig wie möglich über das Pfingstfest schreiben. Er war aber gar nicht dazu aufgelegt, die ganze Welt erschien ihm grau in grau, und ein schrecklicher Kopfschmerz ließ keine ordentlichen Gedanken in ihm aufkommen. In seiner Verzweiflung und weil sein Durst immer gewaltigeren Umfang annahm, griff er schließlich zu einem älteren Jahrgang, schnitt eine vor Jahren verfaßte Pfingstplauderei heraus und trug sie mit eigenen Händen zur Setzerei, deren Leiter ihm schwören mußte, nichts davon zu verraten, daß der Artikel schon gedruckt in seine Hände gekommen sei. Der Redakteur konnte sich das erlauben, denn er war eine Kraft, deren Wert die Herausgeber zu schätzen wußten.

Nun wollte es aber das Unglück, daß einer der Herausgeber auf den Gedanken kam, die Nummer müsse noch etwas mehr über das Pfingstfest enthalten, als in der üblichen Wochenrundschau gesagt werden konnte. So wendete er sich an einen der jüngsten Mitarbeiter und sagte dem, er habe von seiner Fähigkeit, sehr hübsche Feuilletons zu schreiben, gehört, nun sollte er einmal eins über das bevorstehende Fest verfassen. Der Ärmste hatte

womöglich einen noch dickeren Schädel und einen noch größeren Brand als sein älterer Kollege, und es fiel ihm beim besten Willen und trotz langen Grübelns nichts ein, das er über Pfingsten sagen konnte, als der bekannte Anfang von Reinecke Fuchs. Er kaute an seinem Federhalter und wäre fast eingeschlafen, wenn der Redaktionsleiter ihn nicht alle fünf Minuten daran erinnert hätte, daß sein Feuilleton fertig werden müsse. Endlich erschien als rettender Engel ein erfahrener Kollege und flüsterte ihm ins Ohr, er solle doch ein altes Feuilleton nehmen und etwas umarbeiten. Das war Hilfe in der Not, der alte Jahrgang wurde vom Regal genommen und die erste Pfingstplauderei, die sich vorfand, abgeschrieben, denn zu dem ehrlich beabsichtigten Umarbeiten langten die Kräfte nicht mehr. Diesmal gelangte das Feuilleton, denn die beiden hatten richtig denselben Jahrgang erfaßt, geschrieben in die Setzerei, aber niemand merkte etwas von der merkwürdigen Übereinstimmung, bis die erstaunten Leser am nächsten Tage denselben Artikel zweimal im Blatte fanden. Glücklicherweise besaß der Herausgeber genug Humor, um die Geschichte mit einigen Scherzen zu erledigen.

Der Fall, von dem hier erzählt werden soll, war aber anders geartet. Wir hatten damals einen

Redakteur für den belletristischen Teil des Blattes, der ein ausnahmsweise gescheiter, aber auch sehr gutmütiger Mann war. Wenn man ihn richtig anfaßte, konnte man so ziemlich alles von ihm erhalten, was er zu bewilligen imstande war. Er haßte die Plagiatoren ganz besonders, denn er war ihnen schon mehrfach zum Opfer gefallen. Einmal hatte er sogar einen Roman in fünf Büchern angenommen und gedruckt, der vor einigen Jahrzehnten, also lange vor seiner Zeit, schon einmal in seiner Zeitung gestanden hatte. Er entschuldigte sich damit, der angebliche Verfasser habe ihm auf seine Frage, ob die Arbeit seine eigene sei, treuherzig ins Auge geblickt, die Hand aufs Herz gelegt und mit einem festen Ja geantwortet. In Wirklichkeit hatte der Kerl nur den Titel und die Namen der handelnden Personen geändert. Natürlich fand sich ein ‚Alter Leser', der das Plagiat entdeckte. Es hätte sonst eigentlich nichts geschadet, denn der Roman war gut und der jetzt lebenden Generation ganz unbekannt. Aber der alte Leser war, wie das bei diesen Leuten immer der Fall war, so stolz auf seine Entdeckung, daß er dem Herausgeber einen in höhnischen Ausdrücken gehaltenen Brief schrieb. Jeder Zeitungsmann kennt diese Sorte Menschen und ihre Briefe, lernt auch bald, sich über sie zu amüsie-

ren, aber unser alter Freund nahm sich den Vorfall zu Herzen. Er wurde noch mißtrauischer, blickte jeden Dichter oder Schriftsteller, der ihm ein Manuskript anbot, mit den großen Augen über die Brille, die ihm gewöhnlich tief auf der Nase saß, an, als wolle er ihm aufs Herz sehen, und verlangte sichere Beweise für die Originalität der Arbeit oder einen feierlichen Eid. Trotzdem wurde er wieder hinters Licht geführt, und das kam so:

Seit einiger Zeit erschien regelmäßig einmal in der Woche eine junge Dame in der Redaktion und brachte mit zierlicher Hand geschriebene Militär-Humoresken. Sie war einfach, beinahe ärmlich gekleidet, fast immer in Schwarz, und ihre Augen schienen vom vielen Weinen gerötet zu sein. Sie erzählte, ihr Mann sei gelähmt und könne sein Bett nicht verlassen, sei aber ein sehr begabter Schriftsteller und suche nun für beide einen kümmerlichen Unterhalt zu erwerben, indem er kleine Erzählungen verfasse. Trotzdem diese Mitteilungen das Herz des Redakteurs rührten, stellte er doch seine Feuerprobe mit der Frau an, die jedoch glänzend von ihr bestanden wurde. Ihre Beteuerungen klangen wirklich echt, erschienen auch in keiner Weise übertrieben, und so wurden die Arbeiten veröffentlicht. Sie waren ganz hübsch, wenn auch nichts Besonderes, und

beängstigend wirkte nur die große Fruchtbarkeit, die der ans Bett gefesselte Dichter entwickelte, nachdem er sich die Annahme seiner Arbeiten gesichert hatte. Er lieferte viel mehr, als verwendet werden konnte, und bald lag ein ganzer Stoß von seinen Manuskripten auf dem Pulte unseres Redakteurs. Dieser blickte der jungen Frau bei jedem Besuch von neuem in die Seele, aber sie wußte alles Mißtrauen zu verscheuchen.

Da kam die Katastrophe. Es war auch diesmal ein alter Leser, der auf einer Postkarte die kurze Mitteilung machte, die schönen Militärhumoresken von dem Herrn Soundso seien in der Reklamschen Bibliothek erschienen, dort trage der Verfasser aber einen andern Namen. Man schickte nach der nächsten Buchhandlung, um sich den betreffenden Band holen zu lassen, und richtig: da standen alle die schönen Geschichten drin, die schon veröffentlicht worden waren, und auch alle die, die noch auf dem Pulte schlummerten. Es gab natürlich ein großes Hallo, und an dem Nachmittag, an dem die Frau des Plagiators die Redaktion zu besuchen pflegte, hatten sich die Spitzen versammelt, um mit ihr ins Gericht zu gehen.

Sie erschien auch mit einem sanften Lächeln auf den Lippen, das durch den Kontrast mit den rotgeweinten Augen ordentlich schwermütig erschien

und Mitleid erregte. Schweigend, mit dem Ausdruck schwer gekränkter Unschuld auf dem Antlitz, hielt ihr unser guter Alter das Reklamsche Bändchen unter die Augen. Eine andere Frau hätte nun wirklich eine Ohnmacht geheuchelt, diese tat es nicht, dazu war sie viel zu raffiniert. Während ihr die Tränen über die Wangen rannen, gestand sie sofort alles ein. Aber nur die furchtbarste Not und der Hunger hätten sie und ihren Mann zu dem Betrug getrieben. Sie hätten sich eben nicht mehr zu helfen gewußt, denn ihr Mann hätte nicht genug Geschichten erfinden können, um von ihrem Ertrag zu leben. Viele hätte er ja selbst geschrieben, denn er sei wirklich ein ungeheuer begabter Mensch, nur diese Militär-Humoresken — damit war sie dem Redakteur ganz nahe gerückt, bis sie den Titel des roten Heftchens genau sehen konnte, wären Plagiate. Und nun ging's an ein Flehen und Betteln, man möge sie und ihren armen kranken Mann doch nicht verhungern lassen und ihnen doch den einen Fehltritt verzeihen, daß den Zuhörern ordentlich schlecht dabei wurde. Sie hätten am Ende nachgegeben, aber der so schwer gekränkte Redakteur ließ sich diesmal nicht erweichen und wies der noch immer still vor sich hinweinenden Frau die Tür.

Sie kam aber doch wieder; es dauerte nur ein

paar Wochen, da hatte sie unsern Freund von ihrer Ehrlichkeit überzeugt, und die Erzählungen ihres Mannes wurden wieder aufgenommen. Diesmal kam das Ende schneller. Schon nach der zweiten Woche kam die ominöse Postkarte an, die genau angab, wo die Arbeiten vorher gedruckt worden waren. Und damit verschwand diese geschickte Schauspielerin von der Bühne.

Ein oder zwei Tage waren vergangen, als sich der angebliche Verfasser jener Geschichten selbst melden ließ. Der Redakteur konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, als anstatt eines Krüppels, der sich nicht ohne Hilfe bewegen konnte, ein junger frischer Bursche vor ihm stand, dem man die vierundzwanzig Jahre, die er zu zählen vorgab, nicht ansah. Er war ein kerngesunder junger Mann, der in seinem Auftreten und Äußern sofort den leichtlebigen Wiener erkennen ließ, als er sich dem Redakteur mit den Worten vorstellte:

„Sie wundern sich wohl, mich hier zu sehen und überhaupt in dieser Verfassung?"

Dabei lachte er ganz herzhaft, daß die weißen Zähne unter dem kleinen schwarzen Schnurrbart hervorschimmerten, schien an das Eigentümliche der Situation gar nicht zu denken und fuhr fort, ehe man ihm antworten konnte:

„Ja, wissen Sie, das ist eine eigentümliche Geschichte. Ich hab natürlich die Geschichten abgeschrieben, aber ich hab's doch nicht gern getan, ich mußte halt."

Der Redakteur wollte dem Besucher eben sagen, er möcht sich gefälligst so schnell wie möglich wieder entfernen, aber dieser ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Ja, das Weib," rief er aus, „das hat mich was geplagt. Sie können's nicht glauben, und ich kann's Ihnen nicht beschreiben. Gezwungen hat sie mich, die Gemeinheit zu begehen, mit Gewalt; gefangen hat sie mich gehalten, drei Monate bin ich nicht aus dem Hause gekommen, aber jetzt bin ich frei, jetzt will ich Ihnen einmal zeigen, wer ich bin und was ich kann, und ich sage Ihnen, Sie werden staunen, staunen werden Sie, sage ich Ihnen."

Endlich gelang es dem Redakteur, dem Jüngling die Worte ins Gesicht zu schleudern:

„Was geht mich das an, lassen Sie mich in Ruhe und . . . . ."

„Bitt schön," unterbrach ihn der andere, der viel flinker war, „das geht Sie, mit Verlaub, sehr viel an. Sie haben eine schlechte Meinung von mir, die muß ausgetilgt werden. Das bin ich Ihnen schuldig, und das sind Sie mir schuldig. Wissen

Sie, was das Frauenzimmer gemacht hat? Natürlich nicht. Sie müssen's aber wissen, und ich werd's Ihnen erzählen. Wie Sie mir die erste Geschichte abgekauft hatten, die meine eigene war, auf Ehre und Gewissen, da hat sie zu mir gesagt: ‚Fritz, so eine Geschichte mußt du jede Woche schreiben,' und da habe ich ihr gesagt, das kann ich nicht, dazu gehört mehr Phantasie, als der Goethe und der Schiller zusammen gehabt haben, und die hab ich nicht. Da hat sie noch einmal gesagt: ‚Fritz, du mußt das tun' und dabei hat sie mich mit ihren großen Augen so angesehen, so, na, Sie wissen ja, wie sie einen ansehen kann, und da hab ich ordentlich Angst bekommen, aber ich habe doch gesagt, nein, das ginge nicht."

Der Redakteur war schon im Begriff, Gewalt anzuwenden, um den Redeschwall zu unterbrechen, aber der Wiener setzte sich nur fester zurecht und fuhr fort:

„Und wissen Sie, was sie dann getan hat, ich mach eine Wette, Sie können's nicht erraten. Als ich am nächsten Tage ausgehen wollte, da hat sie mir die Hosen versteckt gehabt, schlecht ist's uns nun wirklich gegangen, und ich hatt nur ein Paar, und dann hat sie mir das kleine Buch von Reklam auf den Tisch gelegt, wo schon Tinte und Feder und

Papier bereit waren und hat gesagt: ‚Hier, Fritz, jetzt schreibst du einmal die Geschichte recht hübsch ab.‘ Ich hab nicht gewollt und wollt davonlaufen, da hat sie ihre große Zuschneideschere genommen und hat mich immer in die Beine gezwickt, na, ich hab Ihnen ja gesagt, daß sie mir die Hosen weggenommen hatte, und wie sie immer mehr gestochen hat und das Blut an den Beinen runtergelaufen ist, na, da hab ich mich hingesetzt und getan, was sie gewollt hat. Und so ist's fortgegangen, bis ich gestern glücklich entflohen bin, denn ein Freund, der sich wunderte, von mir nichts gehört zu haben, hat mich besucht, als die Frau gerade weg war, und da hab ich mir seinen langen Mantel angezogen, es war nämlich schon dunkel, und bin mit ihm gegangen, und da hat er mir ein Paar Hosen geliehen, na, und da mußt ich doch gleich zu Ihnen kommen und Ihnen die Sache erklären und Ihnen auch eine Geschichte geben, die ich selbst geschrieben habe, damit Sie sehen, was ich kann.“

Nun machte er doch eine Pause, um aus seiner Tasche ein umfangreiches Manuskript hervorzuziehen. Der Redakteur benützte das und sagte barsch:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, ich will mit Ihnen nichts zu tun haben, das habe ich Ihnen schon einmal gesagt.“

Der also Angeredete sprang von seinem Sitz auf und schrie förmlich:

„Was, Sie glauben mir also nicht! Na, da will ich Ihnen einmal beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe, ich will Ihnen die frischen Narben zeigen, die ich noch mit mir herumtrage von der Schere, weil ich kein Unrecht tun wollte."

Und vor aller Augen begann der Unglücksmensch an seinen Hosenträgern zu nesteln und war schon im Begriff, sich der Beinkleider zu entledigen, als es endlich gelang, ihn zur Tür hinaus zu befördern. Vorher aber warf er noch das Manuskript auf das Pult des Redakteurs und rief beim Hinausgehen:

„Lesen müssen Sie das, ich komme wieder und hole mir Antwort."

Und er kam wieder. Er bettelte und flehte, leistete feierliche Eide und erzählte soviel von den Leiden, die er durchgemacht, daß der Redakteur sich erweichen ließ und auch diese Geschichte druckte. Vielleicht hatte auch unser guter Alter schließlich nachgegeben, weil er ein überzeugter Schopenhauerianer war und mit dem Opfer des Weibes Mitleid empfand. Wie sich sehr bald herausstellte, leider erst, nachdem das Opfer der Zuschneideschere sein Honorar schon bekommen hatte, war sie natürlich wieder abgeschrieben. Da glaubten wir, ihn ganz los zu

ſein; hatten uns aber doch geirrt, denn ein paar Monate ſpäter ſchrieb der Redakteur einer deutſchen Zeitung in einer weſtlichen Stadt, der junge Wiener habe ſich bei ihm um eine Stellung beworben und ſich auf ſeine Mitarbeiterſchaft an unſerm Blatte berufen. Seitdem hoffen wir noch immer, von dem Jüngling zu hören, denn was muß der vollbringen, wenn er erſt zu voller Reife gelangt iſt!

Glatte Bilanz

Wir saßen, wie es uns zur Gewohnheit geworden war, nach dem Kegeln um den großen runden Tisch, um uns für den Heimweg zu stärken. Aus der einen ‚Nachtmütze', wie der Amerikaner das vor dem Schlafengehen, selbstverständlich nur aus Gesundheitsrücksichten genommene Schnäpschen nennt, waren schon mehrere geworden, aber noch dachte niemand an den Heimgang. Das Gespräch drehte sich nämlich wieder einmal um das beliebte Thema, wie man es anfangen müsse, um in Amerika Erfolg zu haben. Eigentlich waren die Anwesenden alle Sachverständige und hätten die schwierige Frage endgültig entscheiden müssen; denn jeder von ihnen hatte es im neuen Vaterlande zu etwas gebracht. Dabei war es keinem leicht geworden, wenn auch zwei oder drei aus dem Bäckerdutzend es nicht gar so schwer gehabt hatten, indem sie durch verwandtschaftliche Verbindungen nach kurzer Prüfungszeit in den Stand gesetzt worden waren, sich selbständig

zu machen. Die andern freilich, die Studierten wie diejenigen, welche mehr vom Leben als was in den Büchern steht gelernt hatten, konnten von schweren Kämpfen und auch Entbehrungen erzählen. Schließlich hatten sie ohne Ausnahme ihren Wohlstand der Tatsache zu verdanken, daß sie wacker und fleißig gearbeitet und mit dem Erworbenen gut hausgehalten hatten, und doch war jeder überzeugt, er habe es auf ganz besondere Weise angefangen. Da war keiner, der nicht für seinen Erfolg seine eigenen Gründe anzuführen wußte und sich auch nicht stören ließ, wenn die andern ihn auslachten oder ihn neckten. Sie waren wie alle Menschen: das Selbstverständliche und Natürliche genügte ihnen nicht, und sie mußten nach Erklärungen suchen, die eigentlich recht weit hergeholt und ganz überflüssig waren. Und trotzdem sie viele Erfahrungen gesammelt und praktisches Verständnis erworben hatten, auch schon ein paar Jahrzehnte in Amerika lebten, konnten sie sich doch nicht darüber einigen, auf welche Weise man es in diesem Lande am schnellsten zu etwas bringen kann. Die Meinungen gingen so weit auseinander, wie das nur bei wirklichen Sachverständigen der Fall zu sein pflegt, und der mehrfache Millionär, der sich vom ambulanten Wursthändler zum Teilhaber an einem halben Dutzend Fabriken aufge-

schwungen hatte, behauptete mit demselben Ernst, man müsse sein Geld mit der größten Sorgfalt zusammenhalten, wie der berühmt gewordene Arzt, man könne nichts erreichen, wenn man die Leute nicht durch Luxus blende, zu dessen Aufrechterhaltung man gelegentlich auch seinen Kredit anstrengen dürfe. Vielleicht hatten sie alle beide recht, sicherlich aber glaubte das keiner von dem andern.

Die Unterhaltung fing an, recht lebhaft zu werden, und es machte sich eigentlich schon eine recht erregte Stimmung bemerkbar, wie man sie bei der seit langen Jahren eng befreundeten kleinen Gesellschaft nicht gewöhnt war. Jemand hatte nämlich auch noch die Frage aufgeworfen, ob die tätige Mithilfe der Frau im Geschäft vorteilhaft, berechtigt und erlaubt sei, und da platzten nun die Geister wirklich aufeinander. Vielleicht wäre es gar zu einem Streit gekommen, wenn sich nicht ein Fremder der Gesellschaft zugesellt hätte. Fremd war der Ankömmling eigentlich nicht; denn jeder der Anwesenden kannte ihn, da er ja auch zu dem Verein gehörte, in dessen Hause die nächtliche Kneiperei stattfand. Er war aber mit keinem der Mitglieder des Kegelklubs näher bekannt und setzte sich auch wohl nur an den Tisch, weil er sonst hätte allein bleiben müssen; denn andere Gäste waren nicht mehr

anwesend. Sein Eintreffen überraschte einigermaßen, weil sich selten Besucher zu so später Stunde noch in das Vereinshaus verirrten, aber der Ankömmling war so nett und liebenswürdig, daß er keine Störung verursachte. Er wußte im Gegenteil das Gespräch mit vielem Takt in ruhigere Bahnen zu leiten, indem er durch geschickt gestellte Fragen die älteren Herren ermunterte, ihm von ihren Erfahrungen zu erzählen. Das gefiel diesen natürlich, und sie kramten eifrig in ihren Erinnerungen, wobei sie sehr bald von den vielen Freunden sprachen, die mit ihnen nach Amerika gekommen waren und an ihrer Seite gekämpft und gerungen hatten, ohne indessen gleiche oder auch nur ähnliche Erfolge erzielt zu haben. Dabei erwähnte denn einer der Anwesenden auch einen Menschen, der mit ihm zusammen als Verkäufer in einem Delikatessengeschäft angefangen und sich bald selbständig gemacht hatte. Er war ein sehr tüchtiger und fleißiger Mensch gewesen, hatte sich aber doch wohl zu schnell ausgedehnt, dazu waren schwere Krankheiten in der Familie gekommen, und nun war der Arme gänzlich mittellos, zu alt, um eine neue Stellung zu finden und von vorne anzufangen, dabei hatte er eine kränkliche Frau und eine Tochter, die gelähmt war, aber durch Handarbeiten eine Kleinigkeit ver-

diente, nicht genug zum Leben und doch etwas zu viel zum Sterben. Der frühere Kamerad des Unglücklichen erzählte so bewegt von den Verhältnissen dieser Familie, daß der späte Gast eigentlich jedem das Wort aus dem Munde nahm, als er sagte:

„Morgen ist der Danksagungstag, und an dem Tage sollte doch jede Familie sich satt essen. Lassen Sie uns den armen Leuten auch ein Fest bereiten. Hier unser Freund, der die Familie kennt und unterstützt, wird wissen, wie er ihnen in zartfühlender Weise das Geld übergeben kann."

Damit griff er in die Tasche und gab dem erstaunten Erzähler einen Fünfdollarschein. Wohl oder übel mußten die andern seinem Beispiel folgen, was keineswegs allen angenehm war, denn solche Freigebigkeit in einem Falle, von dem doch die Welt nichts erfahren würde, war nicht ganz nach ihrer Art.

Der Zwischenfall störte aber die Gemütlichkeit keineswegs; denn der junge Mann, der mit seinen blauen Augen so froh in die Welt schaute und dessen frisches Gesicht mit den leichtgelockten hellen Haaren und dem blonden Schnurrbärtchen einen so lieben Eindruck machte, hatte etwas ganz besonders Gewinnendes an sich und auch den Vorschlag und die Überreichung des Geldes in einer Weise ausgeführt, die frei von aller Überhebung war. Natür-

lich kam nun das Gespräch wieder auf dem Ausgangspunkt an, und es wurde darüber gestritten, ob jener Unglückliche nicht selbst doch Fehler begangen hätte. Man gelangte schließlich zu der Ansicht, daß er hätte vorsichtiger sein müssen und auch seinen Kredit zu zeitig in ausgedehntem Maße in Anspruch genommen hätte. Dem stimmte der Eindringling, wenn man ihn so nennen will, auch bei, und meinte, die Hauptsache sei, daß man jederzeit eine glatte Bilanz ziehen könne. Er sei ja noch nicht so lange in Amerika, wie die andern Herren, aber das habe er sich vorgenommen, nie einen Dollar mehr zu schulden, als er bezahlen könne, und er werde sich auch nie zu Geschäften verleiten lassen, zu deren Ausführung mehr Mittel gehörten als er zur Verfügung habe. Er sei auf diese Weise bisher ohne Sorgen durch die Welt gekommen, und wenn er einmal von dieser Welt scheiden müsse, so sollte das auch mit einem glatten Abschluß geschehen. Damit empfahl er sich, weil er trotz der späten Stunde noch einige Vorbereitungen für den kommenden Tag treffen müsse, an dem er ein außerordentlich wichtiges Geschäft abzuschließen gedenke.

Die andern blieben noch eine Weile zusammen und unterhielten sich natürlich über den Abwesenden. Sie waren einstimmig der Ansicht, daß er es,

bei seinem angenehmen Wesen und seinen soliden Grundsätzen, zu etwas bringen würde. Was er eigentlich tat, wußte keiner so recht, aber jeder freute sich, mit ihm in Berührung gekommen zu sein, und nahm sich vor, den Umgang mit ihm zu pflegen. Der von einer Seite ausgesprochene Gedanke, man müsse ihn für den Kegelklub gewinnen, wurde mit vielem Beifall aufgenommen, und man beschloß, ihn nach Kräften in den engeren Kreis zu ziehen, sobald er sich wieder im Vereinshaus blicken lasse. Dann ging man auseinander mit dem frohen Gefühl, durch einen sonnigen Menschen in eine recht angenehme Stimmung versetzt worden zu sein.

*

Am nächsten Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht, der junge Mann habe sich kurz nach Mitternacht in seiner Wohnung erschossen. Nichts war vorhanden, das auf die Motive für die fürchterliche Tat schließen ließ. Er mußte den Schritt unmittelbar nach seiner Heimkehr aus dem Klub ausgeführt haben; denn er war vollständig angekleidet und das Bett unberührt. In seinem Bureau entdeckte man, daß er bis in die Nacht gearbeitet hatte, um seine Bücher abzuschließen. Die auf dem Pult liegende Bilanz zeigte, daß er nie-

mandem etwas schuldete und von niemandem etwas zu fordern hatte. Der Abschluß wies einen Kassenbestand von sieben Dollar und einigen Cents auf. Davon hatte er wohl zwei Dollar und das Kleingeld für das letzte Nachtessen und im Klub ausgegeben. Der Fünfdollarschein, den er für die arme Familie beigesteuert hatte, war sein Letztes gewesen, denn in seinen Taschen fand sich nichts. Er hatte an seinem Grundsatz festgehalten und glatte Bilanz gemacht. Heiter und fröhlich war er in den Tod gegangen und hatte nichts übrig gelassen als das große Rätsel, was ihn zu der Tat veranlaßt. Und das war schließlich doch auch seine eigene Angelegenheit gewesen.

Belohnter Pflichteifer

Als Coney Island, der am Meeresstrande gelegene Vergnügungsplatz, den heute bei schönem Wetter manchmal hunderttausend New-Yorker an einem Tage besuchen, noch im Anfange seiner Entwicklung war, herrschte dort ein Irländer unumschränkt und mit eiserner Faust. John Y. McKane war eigentlich ein Zimmermann, hatte sich aber durch eifrige Beteiligung an der Politik zum Autokraten von Coney Island emporgeschwungen. Er selbst bekleidete alle Ämter, die gute Einnahmen brachten, und verteilte die andern an seine Günstlinge. Sein Wort war Gesetz, und niemand wagte, sich ihm zu widersetzen. Die bleibende Bevölkerung des Ortes bestand fast ausschließlich aus den Angestellten der in der Nähe befindlichen Rennställe, Glücksrittern, die auch im Winter auf Besucher aus New-York mit mehr Geld als Verstand rechneten, und anderen fragwürdigen Existenzen, die im Sommer regelmäßig Beschäftigung hatten, aber

nicht genug Energie besaßen, um sich beim Ende der Saison loszureißen, und dann auf den nächsten Sommer warteten. Die wenigen Geschäftsleute, die niemals in die Lage kamen, die Nachsicht der Polizei in Anspruch nehmen zu müssen, fanden es doch angebracht, sich mit McKane gutzustellen, weil er mächtig genug war, jeden, der sich ihm nicht fügte, zu vernichten. Wenn er seinen Anhängern verbot, bei einem Kaufmann, der seinen Unwillen erregt hatte, einzukaufen, so betrat sicherlich kein Mensch mehr den Laden des Opfers. Selbstverständlich wählte Coney Island genau, wie McKane es wollte, und sämtliche dort bei einer Wahl abgegebenen Stimmen fielen bald für den republikanischen, bald für den demokratischen Kandidaten, je nachdem es dem ‚Chief', wie er allgemein genannt wurde, weil er selbstverständlich auch Chef der Ortspolizei war, vorteilhaft erschien. Er mußte sich ja auch mit der gerade herrschenden Partei gutstellen, damit man ihn in seinem Winkel nach Belieben schalten ließ. Natürlich ging es bei den Wahlen nicht immer reinlich zu; denn die Beamten, welche die Aufsicht führen sollten, wurden von McKane ernannt und hatten dafür zu sorgen, daß alle Stimmzettel die Namen der Kandidaten, deren Wahl er wünschte, trugen oder wenigstens so ge-

zählt wurden, als ob dies der Fall sei. Um die Wahlen beaufsichtigen zu können, hatte er eine sinnreiche Einrichtung getroffen. Die Einteilung seines Reiches in Wahlbezirke war in der Weise erfolgt, in der man einen Kreis durch die Radien in Sektoren zerlegt. Den Mittelpunkt bildete das Gerichtsgebäude, in dem die Grenzlinien der einzelnen Bezirke zusammenliefen. Hier standen in einem kleinen Kreise die Wahlurnen für alle Bezirke und in der Mitte McKane selbst. So konnte ihm nichts entgehen. Übrigens betrieb er die Wahlmogelei zu lange; schließlich zog man ihn doch einmal zur Rechenschaft, und er wurde auf mehrere Jahre ins Zuchthaus gesteckt, aus dem er fast erblindet und als gebrochener Mann zurückkehrte. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war er aber noch allmächtig. Bei aller Brutalität hatte er doch seine guten Seiten, so duldete er nicht, daß Einwohner seines Reiches beraubt wurden, und wer sich an ihnen vergriff, wurde unrettbar für immer vertrieben. Als einmal einem New-Yorker Journalisten in Coney Island seine goldene Uhr gestohlen worden war, wendete er sich an McKane, und dieser, der der Presse begreiflicherweise immer gefällig war, gab ihm wirklich nach wenigen Stunden den Zeitmesser wieder zurück. Er hielt eben strenge

Zucht, und auch die Diebszunft gehorchte ihm aufs Wort.

McKane ſtand auch im Ruf großer Wohltätigkeit, aber die Wiſſenden bezweifelten, daß er viel hergab, und jedenfalls tat er es nicht heimlich. Wo er recht viel Aufſehen machen konnte, griff er wohl gelegentlich in die Taſche oder half einem armen Teufel. So ſaß er einmal am offenen Fenſter eines Reſtaurants und hatte gerade ein rieſengroßes, dampfendes Beefſteak vor ſich, als ein Bummler vorbeikam, ſich vor das Fenſter ſtellte und flehentlich um eine Gabe bat, weil er fürchterlich hungrig wäre. Der ‚Chief' bemerkte, daß ſich ein Auflauf bildete, und fragte den armen Kerl, ob er wirklich ſo lange nichts gegeſſen hatte. Dieſer ſchwor hoch und teuer, ſeit drei Tagen wäre kein Biſſen über ſeine Lippen gekommen, und ſchloß mit den Worten:

„Erbarmen Sie ſich meiner, Chief, und geben Sie mir einen Biſſen Brot."

McKane packte ſofort das ganze Beefſteak zwiſchen zwei große Scheiben Brot und reichte es dem Bettler mit den Worten:

„Mit ſolchen Tagedieben, wie du einer biſt, habe ich kein Mitleid, aber um Gottes Barmherzigkeit willen ſollſt du dies haben."

Der Burſche betrachtete die Gabe, nahm das

eigentümliche Butterbrot auseinander, sah die trockenen Brotscheiben und rief:

„Na, dann geben Sie mir noch um Christi willen Butter auf das Brot," womit er die Lacher auf seiner Seite hatte.

Nun hatte sich damals ein deutscher Journalist aus New-York Coney Island zu seinem Sommeraufenthalt erkoren. Da die Verbindung mit der Stadt noch nicht so regelmäßig und zuverlässig war wie heute, ließ er sich an jedem Sonntage von einem in der Redaktion angestellten Jungen die Zeitungen bringen. Derselbe Junge hatte die Pflicht, die Leibwäsche des Journalisten am Sonntagmorgen in die Wäscherei zu tragen und die in der vergangenen Woche gereinigte zurückzubringen. Der Besitzer selbst wußte nicht einmal, wer eigentlich seine Sachen wusch, er überließ das dem Jungen, und erschrak daher nicht schlecht, als er eines Tages die Entdeckung machte, daß er in der kleinen Brusttasche eines der nach der Wäscherei geschickten Hemden sechzehn Dollars hatte stecken lassen. Das war eine Summe, die am Ende für einen deutsch-amerikanischen Journalisten ein Gegenstand war, und da er nicht daran denken konnte, den Jungen noch am Sonntagnachmittag zu erreichen, so ärgerte sich der Ärmste natürlich, weil er das Geld für un-

wiederbringlich verloren hielt. Er zeigte das auch in seinem Benehmen, als er zum Abendessen in den Speisesaal des Hotels kam. Der Wirt wurde darauf aufmerksam, erkundigte sich teilnehmend nach der Ursache und meinte, als er den Sachverhalt erfahren hatte, das Geld sei sicherlich wieder zu erlangen, man brauche es nur dem ‚Chief' zu sagen, der zufällig anwesend sei.

Wirklich saß McKane auch gerade beim Abendessen mit zwei Geheimpolizisten, die sich stets in seiner Nähe befanden. Obgleich der Zeitungsmann wenig Vertrauen zu dem Versuch hatte, ließ er sich doch schließlich bewegen, dem ‚Chief' die Geschichte zu erzählen. Dieser hörte aufmerksam zu, klopfte dem Deutschen vertraulich auf die Schulter und sagte: „Kleinigkeit. In einer halben Stunde werden Sie Ihr Geld wieder haben." Dann beriet er sich flüsternd mit den Polizisten, worauf diese, verständnisvoll mit den Augen zwinkernd, verschwanden. McKane erzählte nun, wie er es so gern tat, von seinen Bestrebungen, Coney Island zu einem anständigen und sicheren Vergnügungsplatz zu machen, und es war interessant, ihm zuzuhören, denn der Mann hielt sich wirklich für grundehrlich und für das Muster eines guten Menschen. Daß er Spielhöllen, Bauernfänger, Taschendiebe und

allerlei anderes Gesindel nach Belieben schalten ließ, solange sie sich ihre Opfer nur unter den fremden Leuten suchten und keine allzuschlimmen Untaten verübten, vor allem aber ihm, dem ‚Chief', Tribut zahlten, schien ihm kein Unrecht zu sein. Der Egoismus des Mannes war wahrhaft grenzenlos und so großartig, daß er dem Zuhörer ordentlich imponieren mußte. Seine Ethik war die einfachste von der Welt: alles, was er tat und was ihm Nutzen brachte, war recht, und alles andere unrecht. Deshalb hat er auch bis zu seinem Lebensende keinen Augenblick gezweifelt, daß ihm bitteres Unrecht geschah, als man ihn ins Zuchthaus steckte. Solche Charaktere üben immer einen großen Einfluß aus und erzielen Erfolge, wenn sie den richtigen Boden finden. Es sind eigentlich Räubernaturen und es steckt ein gutes Stück Wildheit in ihnen. Man trifft sie meist unter den Irländern an, und sie können natürlich nur gedeihen, wo das Gesetz sich noch umgehen und das Recht sich beugen läßt. Man hätte McKane eigentlich verabscheuen sollen, aber der Mann erweckte doch Interesse, besonders, wenn man überlegte, daß dieser ganz ungebildete Zimmergeselle, der kaum lesen und schreiben konnte, sich zum fast unumschränkten Herrscher über mehrere tausend Menschen emporgeschwungen, bedeutende

Reichtümer erworben hatte, auch tatsächlich über die Geschicke, wenn auch nicht über Leben und Tod seiner Untertanen nach Gutdünken zu verfügen vermochte.

Diesmal konnte der ‚Chief' nicht sehr lange von seinen Erfolgen erzählen; denn die beiden Geheimen kamen wirklich schon vor Ablauf einer halben Stunde zurück. Sie nahmen ihren Vorgesetzten in eine Ecke, flüsterten mit ihm ein Weilchen, und dann trat dieser auf den Journalisten zu, überreichte ihm einige Banknoten und sprach:

„Da ist Ihr Geld; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich es bekommen würde?"

Der Deutsche war beinahe stumm vor Überraschung, murmelte nur einige Worte des Dankes und betrachtete die Banknoten. Er mußte wohl in dem Augenblick kein sehr geistreiches Gesicht machen, denn der ‚Chief' rief in barschem Tone:

„Ja, was ist denn los, sind Sie noch immer nicht zufrieden?"

Zögernd und stotternd erwiderte der Verblüffte:

„Ja, das ist — das ist ja gar nicht mein Geld."

„Nicht Ihr Geld, wieso denn nicht? Sie haben doch gesagt, daß Sie sechzehn Dollar verloren haben?" fiel ihm einer der Geheimen ins Wort.

„Ja, aber," stammelte der Journalist, „das sind ja drei Fünfdollarscheine und ein einzelner Dollar . . ."

„Macht zusammen genau sechzehn," erklärte der andere Polizist, stolz auf seine Fähigkeit, so schnell zu addieren.

„Aber ich hatte doch einen Zehndollarschein, einen Fünfdollarschein und einen einzelnen Dollar in der Tasche."

McKane und seine Büttel sahen sich verwundert an, als ob sie bei sich dächten, der Mensch müsse verrückt sein. Dann brummte der ‚Chief':

„Ach was, Sie haben Ihr Geld wieder, nun verlangen Sie nicht noch auch, daß ich die einzelnen Banknoten identifizieren lasse. Jetzt wollen wir eins trinken."

Der Journalist wollte eine Flasche Wein bestellen, aber einer der Geheimen kam ihm zuvor. Dessen Kollege ließ Zigarren kommen. So ging es hin und her, ohne daß man dem Deutschen Gelegenheit gab, sich erkenntlich zu zeigen. Das war ihm unangenehm, denn eigentlich war es doch seine Sache, die andern zu traktieren, die ihm einen Dienst erwiesen hatten. Als die Gesellschaft endlich auseinander ging, war er ganz wirr im Kopf; denn er konnte sich den Vorgang ganz und gar nicht er-

klären. Er setzte sich auf die Veranda, um in der Nachtluft eine Zigarre zu rauchen und Klarheit zu suchen. Aber es gelang ihm nicht. Das Benehmen der Geheimen blieb ihm rätselhaft.

Endlich faßte er den Entschluß, sich an den Wirt zu wenden. Der wollte anfänglich auch nichts sagen, ließ sich aber endlich erweichen. Er schien nicht zu begreifen, wie man den Vorgang nicht verstehen könne, und sagte:

„Was ist da lange zu reden. Die Geheimen wußten, daß Ihre Wäsche einer chinesischen Wäscherei anvertraut worden sei, denn andere Waschanstalten gibt es hier nicht, Außerdem sind in einem Umkreis von einer guten halben Stunde nur drei Chinesen vorhanden, die Wäschereien besitzen. Daß der Junge die Sachen weiter fortgetragen haben sollte, war nicht anzunehmen, denn kein Junge in dem Alter macht sich mehr Arbeit, als er muß. Einer der drei Zopfträger mußte also das Geld haben. Die Geheimen gingen also zu jedem der drei Chinesen und sagten ihm: ‚Du hast sechzehn Dollar gestohlen. Der Chief weiß es, und wenn du Halunke nicht sofort das Geld herausgibst, so wirst du noch heute abend mit Knüppelhieben aus Coney Island rausgetrieben.‘ Sofort holte natürlich jeder der drei Chinks*)

*) „Chink," Spottname der Chinesen.

das Geld aus dem Strumpf und lieferte es ab. Sie sehen also, daß die beiden Geheimen mehr verdient haben als Sie und daher auch etwas ausgeben konnten, ohne sich zu schaden."

„Aber," wollte der Journalist einfallen.

„Ach was, aber," unterbrach ihn der Wirt. „Die Chinesen werden wohl kein ganz reines Gewissen gehabt haben. Den Rattenfressern schadet die kleine Anzapfung nicht. Die Hauptsache ist, daß ein anständiger Mensch in Coney Island nicht bestohlen werden kann, und Sie haben ja gesehen, wie der Chief dafür sorgt."

A Perfect Gentleman

In dem Vaudeville-Theater an der Bowery war ein neuer Stern aufgegangen. Es gehörte schon etwas dazu, das Stammpublikum in Aufregung zu bringen; denn die dargebotenen Schaustellungen waren ihm eigentlich Nebensache. Außer den Theatern, die ziemlich hohe Eintrittspreise forderten, gab es damals in New-York so gut wie gar keine öffentlichen Abendunterhaltungen. Die Deutschen wollten aber hin und wieder mit der Familie ausgehen und sich amüsieren, ohne zu viel Geld auszugeben; und so waren denn in der oberen Bowery, die Klein-Deutschland im Westen begrenzte, eine ganze Reihe von billigen Vaudeville-Theatern entstanden, die eigentlich große Bierlokale waren, deren Gästen durch Musik und Vorträge ein besonderer Genuß bereitet wurde.

Das Publikum war in merkwürdigster Weise gemischt. In dem weiten und in primitivster Weise ausgestatteten Raume saßen an großen runden

Tischen Arbeiter und kleine Geschäftsleute mit ihren Familien bis herab zum wenige Monate alten Baby, das ebenso eifrig der Flasche zusprach, wie Vater und Mutter dem Seidel. Das Haupt der Familie rauchte seine Pfeife oder Zigarre, Frau und Kinder knabberten an den steinharten Salzbretzeln, die für wenig Geld verkauft wurden. Alles lauschte aber andächtig den Gesängen der Künstlerinnen oder den Witzen der Komiker, ob ihnen auch manches unverständlich blieb. Es machte manchmal den Eindruck, als ob der größte Teil des Publikums nur gekommen sei, um ein paar Stunden in einer durch Bierduft und Tabaksrauch vergifteten Luft zuzubringen, so ruhig und teilnahmslos saßen die Zuhörer da. Wurde einmal sehr laut und anhaltend gelacht, dann ließ sich wohl der Vater von dem ältesten Kinde, das des Englischen besser mächtig war, den Witz übersetzen, der die Heiterkeit verursacht hatte. Doch das waren Ausnahmen.

Desto lebhafter ging es in der Galerie zu, die in Logen eingeteilt war. Dort hatten Familien keinen Zutritt, dafür aber die Künstler und Künstlerinnen. Diese bewegten sich, wenn sie nicht gerade auf der Bühne beschäftigt waren, frei in den Logen und ließen sich gern zu einem Glase Wein einladen. Ihre Gage richtete sich auch weniger nach

ihren künstlerischen Leistungen, als nach den Einnahmen, die sie dem Wirte verschaffen konnten. So ging es oben fast immer sehr lustig, manchmal auch recht toll zu, während unten die größte Solidität herrschte.

Der neue Stern war ein Jongleur mit einem drei Meter langen italienischen Namen. In Wirklichkeit wa er mit Spreewasser getauft und leistete auch nichts Außergewöhnliches in seinem Fach. Aber er sah in seinem eng anschließenden ungarischen Kostüm ganz prachtvoll aus. Jede Muskel und jede Sehne der schön geformten, schlanken Figur war zu erkennen, wenn er sich bog, drehte und wendete. Und er war sehr graziös, wenn er auch die goldenen Kugeln häufiger fallen ließ, als größere Meister seiner Zunft. Dazu besaß er ein paar Augen, tiefschwarz, groß und glänzend, die ordentlich hypnotisierend wirkten. Sie und der schwarze, kühn geschwungene Schnurrbart stachen von dem bleichen Gesicht in auffallender Weise ab. In dieser Welt des verblichenen Prunkes und der faden abgelebten Chanteusen mit Kostümen, die vielleicht einmal neu gewesen sein mochten, war der jugendkräftige und schöne Mann in seiner prachtvollen Tracht eine Lichterscheinung von blendendem Glanze.

Er machte auch bald eine Eroberung. Wenige

Tage nach seinem Auftreten fand sich in einer Loge eine Dame ein, die sehr auffallend angezogen war und an jedem Finger einige Brillantringe trug. Sie wandte kein Auge von dem Jongleur und ließ ihn, als er seine Nummer ausgeführt hatte, einladen, in ihre Loge zu kommen. Er lehnte ab, aber sie kam jeden Abend wieder, und schließlich wurde die Bekanntschaft geschlossen.

Eigentlich hatte sich der Jongleur durch den Rat schlechter Freunde zur Nachgiebigkeit verleiten lassen. Er mochte die alternde Schöne, die Parforce-Reiterin in einem Zirkus war, gar nicht. Aber er war gleich nach seiner Ankunft in einen Kreis junger Leute geraten, die eben in das Land hereingerochen hatten und voll der verworrensten Ansichten steckten. Die hatten ihm erzählt, in Amerika sei jede Art, sich Geld zu verschaffen, erlaubt; in Amerika stehle jeder Mensch, und der Begriff der Unehrlichkeit sei unbekannt. Natürlich glaubte er das auch und ekelte sich bald nicht mehr.

Es dauerte nicht lange, bis der Jongleur eines Tages im Kreise seiner Freunde erschien und fragte, wo man wohl einen Hundert-Dollar-Schein wechseln könne. Jeder ahnte, um was es sich handele; man gab ihm schnell den gewünschten Rat und beglückwünschte ihn, daß er sich so schnell und gründ-

lich amerikaniſiert habe. Sein Engagement war abgelaufen, und er beſchloß, einige Zeit zu bummeln. Das geſchah, und die Freunde halfen ihm nach beſtem Können. Lange dauerte die Freude leider nicht, denn als er nach ein paar Tagen von einer Spazierfahrt zurückkehrte, erwartete ihn ein Poliziſt und verhaftete ihn, weil er der Dame ſeines Herzens eine größere Geldſumme geſtohlen haben ſollte.

Die Sache ſah bös aus. Glücklicherweiſe kannte aber einer der Freunde einen Advokaten, der alle Kniffe und Ränke kannte und dem es gerade recht ſchlecht ging, weil er doch einmal zu viel gewagt hatte. Er erklärte ſich ſofort bereit, den Fall zu übernehmen, wenn er das Geld erhalte, das der Jongleur noch habe. Er verhieß auch die Freiſprechung des Angeklagten. Wie er das machen wollte, war ſelbſt dem treueſten ſeiner Freunde nicht ganz klar, aber ſie vertrauten dem Advokaten, den ſie als einen geriſſenen Burſchen kannten, und hofften das Beſte.

Da der Jongleur keine Bürgſchaft ſtellen konnte, wurde der Prozeß ſehr bald anberaumt. Der Staatsanwalt konnte nur die Klägerin als einzigen Belaſtungszeugen vorführen. Sie erklärte, der Jongleur habe hundert Dollar aus einer Schublade ihres Schreibtiſches genommen, während ſie einen Augen-

blick das Zimmer verlassen hatte. Der Verteidiger konnte im Kreuzverhör ihre Aussagen nicht wesentlich erschüttern, richtete aber dann einige Fragen über ihr Vorleben und die Art, wie sie den Angeklagten kennen gelernt, an sie. Sie verweigerte die Antwort, und der Staatsanwalt erhob Einwand gegen diese Art des Verhörs. Das genügte dem Verteidiger vollkommen. Er rief nun den Angeklagten auf den Zeugenstand. Dieser machte einen vorzüglichen Eindruck. Er war gut, aber einfach gekleidet und hatte auf Geheiß des Anwaltes die Kriegsdenkmünze von 1870/71 angelegt. Betreffs des Sachverhaltes erklärte er einfach, die Klägerin habe ihm das Geld geschenkt und auch versprochen, die Klage zurückzuziehen, wenn er wieder kommen wolle. Der Verteidiger fragte ihn dann eingehend über seine Laufbahn und erfuhr natürlich nur Erfreuliches. Zum Schluß schien er erst die Denkmünze zu bemerken und wollte wissen, was sie bedeute. Der Jongleur, der augenscheinlich gut instruiert war, setzte das in einer Weise auseinander, die auf Amerikaner, die allgemeine Kriegsdenkmünzen nicht kennen, den Eindruck machen mußte, die Medaille sei eine ganz besondere und außerordentliche Auszeichnung.

Nach einer kurzen Rede des Staatsanwaltes,

der den Fall für einfach hielt und sich keine besondere Mühe gab, ergriff der Verteidiger das Wort. Dem Tatbestand schenkte er nur wenig Aufmerksamkeit, desto mehr aber der Verschiedenheit der beiden Parteien. Mit beißendem Sarkasmus sprach er von der Klägerin, die geschminkt und mit Diamanten bedeckt erschienen sei und sich schäme, über sich selbst Auskunft zu geben. In glühenden Worten aber schilderte er den Angeklagten als einen Mann von seltenem Charakter, der für sein Vaterland gekämpft und dem sein König selbst einen Orden als Lohn für seine Tapferkeit auf die Brust geheftet habe. „Hier, meine Herren Geschworenen," rief er aus, indem er das Diplom, das jede Denkmünze begleitet, entrollte, „können Sie sehen, was sein Fürst von diesem Manne denkt. Es ist nicht nötig, Ihnen dies Dokument zu übersetzen, ein Blick auf den Angeklagten wird genügen, um Sie über seinen Charakter aufzuklären." Nachdem er noch geschildert hatte, wie der einfache und unschuldige Mann das Opfer einer durchtriebenen Sirene geworden, schloß er sein Plaidoyer mit den Worten: — „Wem, meine Herren Geschworenen, wollen Sie glauben? Jener geschminkten und geputzten Dirne oder diesem perfekten Gentleman? Das ist die einzige Frage, die Ihnen vorliegt!"

Dem vorsitzenden Richter war die Sache schon langweilig geworden. Fälle, bei denen es sich um kleine Beträge handelte, wurden in der Regel schneller erledigt. Er richtete nur wenige Worte an die Geschworenen, diese zogen sich in ihr Beratungszimmer zurück, um schon nach wenigen Minuten mitteilen zu lassen, daß sie sich auf Freisprechung geeinigt hätten. Auch sie hatten die Lücke in der Logik des Verteidigers, der die Annahme eines Geschenkes unter solchen Umständen als eines vollkommenen Gentlemans würdig bezeichnet hatte, nicht bemerkt.

Damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende. Und doch ist es zum mindesten bemerkenswert, daß der Jongleur die erhaltene Lehre beherzigte, die Künstlerlaufbahn an den Nagel hing und ein braver, tüchtiger Geschäftsmann und Familienvater wurde, daß den schlauen Advokaten aber schließlich das Schicksal ereilte, vor dem er so viele andere Menschen behütet hatte.

Kaisers Geburtstag

Beim Darius ging es heute besonders lebhaft zu. Der Stammtisch hatte sich vollzählig versammelt, um eine eigenartige Feier zu begehen. Der Stammtisch hatte nämlich sein gutes Gewissen wiedergefunden. Beim Darius versammelten sich an jedem Vormittage die Studierten, die in Klein-Deutschland wohnten, meistens Ärzte, aber auch viele Akademiker, die sich in Amerika andern Berufen zugewandt hatten. Manche hatten noch gar keinen Beruf und ernährten sich vorläufig auf diese oder jene Weise. Wenn sie Erfolg hatten, wurden sie Stammgäste; lächelte ihnen das Glück nicht, so verschwanden sie bald auf immer oder tauchten nur hin und wieder auf, wenn sie gerade bei Kasse waren. Denn beim Darius mußte bar bezahlt werden, nicht weil er darauf bestand, sondern weil seine Frau, die im ganzen Viertel als die schöne Käthe bekannt war, die Wirtschaft führte und mit Luchsaugen aufpaßte, daß ihr gutmütiger Mann nicht einem durstigen

Gaste ein Glas Bier heimlich reichte, ohne es anzukreiden. Sie führte die Rechnung, indem sie auf dem Schanktisch die Zeche mit Kreidestrichen markierte. Wenn das Lokal am Abend geschlossen wurde, dann mußten alle Striche und Kreuze, die je nach ihrer Form Seidel Bier, Schnäpse oder Butterbrote bedeuteten, ausgelöscht sein. Es ging die Sage, Käthe zöge den Darius für jeden Kreidestrich, der nicht durch Bezahlung ausgelöscht war, einmal am Ohrläppchen um die ganze große Schankstube herum.

Dem Darius merkte man das nicht an. Er war nicht nur gutmütig, sondern auch übermütig und steckte voller dummer Streiche. Das hatte ihm auch die große und gute Kundschaft gebracht. Das Lokal selbst hatte nichts besonders Anziehendes. Die Zeit, da man forderte, daß Bierwirtschaften stilgerecht ausgestattet seien, war noch nicht gekommen. Ein paar Stufen führten von der Straße in einen großen Raum, dessen Decke von einem halben Dutzend dünner, eiserner Säulen getragen wurde. An der einen Wand stand ein langer Schanktisch, hinter dem auf Regalen ganze Batterien von Flaschen mit wunderbaren Etiketten aufgepflanzt waren. Zwischen ihnen standen Zigarrenkisten, auf denen der Preis mit Kreide angezeichnet war. Die Stammgäste behaupteten, die Kreideziffern bildeten den einzigen

Unterschied zwischen den verschiedenen Sorten, und wenn der Darius wenig Vorrat habe, schreibe er zwei verschiedene Ziffern auf zwei Seiten einer Kiste und drehe diejenige Seite nach vorne, welche den vom Kunden angegebenen Preis trage. Der Fußboden war nicht angestrichen, wurde aber jeden Morgen dick mit Sägemehl bestreut. Wenn dann einmal das Bier umgeschüttet wurde, war der Schaden leicht und schnell ausgebessert. Aus dem auf einem hohen Bocke liegenden Faß wurde das Bier vor den Augen der Gäste ausgeschenkt und nicht aus einem unsichtbaren Keller geholt. Große runde Tische, von hölzernen Lehnstühlen umringt, vervollständigten die Einrichtung.

Der Darius war ein Original und fand immer neue Mittel, seine Gäste zu unterhalten. Wo er seinen Vornamen her hatte, wußte kein Mensch, und wenn man ihn danach fragte, so erzählte er jedesmal eine andere Geschichte. Er hatte etwas gelernt, sogar studiert oder sich wenigstens zu diesem Zwecke auf deutschen Universitäten aufgehalten. Er war auch weit in der Welt herumgekommen, und es wurde sogar behauptet, er sei ein Seeräuber gewesen, obgleich eigentlich die Käthe für dieses Geschäft, das heutzutage seinen Mann nicht mehr ernährt, viel besser gepaßt hätte. An jedem Morgen, ehe die Stammgäste zum Frühschoppen kamen, las

der Darius ein Kapitel im Konversations-Lexikon sorgfältig durch. Kam dann das Gespräch nicht gleich in Gang, so fing er von dem Thema an, über das er sich unterrichtet hatte, und zwar stellte er die wunderlichsten Behauptungen auf, um seine Gäste zu verwirren. Bald war auch der Streit im besten Gange, die Gemüter wurden erregt, und kein Mensch wußte mehr genau, wovon er sprach. Die merkwürdigsten Wetten wurden gemacht, die der Darius dann zu entscheiden hatte. Wenn er sie nicht selber gewann, so wurden sie doch in seinem Lokal ausgetrunken, und das genügte seinen Zwecken. Er bekam es einmal fertig, die Leute so zu verwirren, daß einböser Streit darüber entstand, ob null mal eins nichts oder eins sei. Einer der Stammgäste, der in Deutschland Mathematiklehrer gewesen war, wettete drei Lagen Bier, das Produkt sei eins; denn, so meinte er, die Eins sei doch da und könne nicht verschwinden. Nach einer halben Stunde bestellte er noch eine Lage, weil er ruhiger geworden war, seinen Irrtum eingesehen hatte und sich schämte.

Das Wetten war überhaupt des Darius größte Leidenschaft. Einmal wettete er, er werde den Verkehr in der Bowery, damals eine der belebtesten Straßen New-Yorks, durch die vier Straßenbahnen liefen, für eine volle Viertelstunde zum Stocken

bringen. Er mietete sich zwei Männer, die er mit Distanzlatten bewaffnete. Dann stellte er sich mit einer Kippregel so auf, daß er zwei Geleise blokkierte, während auf jedem der beiden anderen Geleise ein Mann mit einer Distanzlatte stand. Geduldig warteten die Straßenbahnkutscher, weil sie glaubten, ein städtischer Vermesser habe Aufnahmen vorzunehmen. Die Zeit wurde ihnen aber zu lang, und sie riefen einen Polizisten herbei, der bald ermittelte, daß der Darius Unfug trieb, und ihn verhaftete. Da die Viertelstunde aber noch nicht ganz abgelaufen war, so legten sich der Darius und seine Distanzlattenträger quer über die Geleise, bis die Uhr geschlagen hatte. Der Richter, dem die Leute vorgeführt wurden, mußte lachen, als er die Geschichte hörte, und bestrafte den Darius nur mit einer kleinen Geldbuße.

Einmal in der Woche hatte der Darius seinen Ausgehtag. Er blieb nie sehr lange aus, dafür sorgten die Käthe und sein eigenes Temperament. Die Käthe, weil sie ihm nur wenig Geld mitgab, und er selbst, weil er immer nobel auftrat und die kleine Summe, wie auch das Geld, das er trotz der Wachsamkeit der Frau heimlich beiseite geschafft hatte, schon im ersten Lokal, das er betrat, ausgab. War er den letzten Pfennig los, so wanderte er durch die Straßen und sah sich die Schaufenster an. Auch

fröhnte er einer Leidenschaft: er ging für sein Leben gerne auf Auktionen und bot lustig mit, ob er auch wußte, daß er keinen Kauf abschließen konnte. Für gewöhnlich war er vorsichtig und machte kein Gebot mehr, wenn er merkte, daß der Zuschlag bald erfolgen würde; war er aber doch der Meistbietende geblieben, so drückte er sich mit großer Geschicklichkeit. Aber auch dabei ereilte ihn einst das Verhängnis. Er geriet in ein Auktionslokal, wo gerade ein Dampfschiff versteigert wurde. Da das Fahrzeug natürlich nicht ausgestellt war und der Darius den Prospekt nicht gelesen hatte, auch nur an ganz große Ozeandampfer dachte, hielt er es für ungefährlich, sechzehntausend Dollar zu bieten. Er fiel fast auf den Rücken, als das Schiff ihm zugeschlagen wurde und der Auktionator die übliche Anzahlung von zehn Prozent verlangte. Schnell gefaßt spielte er den Stolzen und sagte: „Was Anzahlung. Ich will keine Frist haben und bezahle die ganze Geschichte gleich. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“ Der Auktionator war so verblüfft, daß er die Karte nahm, die ihm der Darius gab, und ihn laufen ließ. Der glückliche — oder unglückliche — Käufer eilte nach Hause und überlegte sich, wie er der Käthe seinen neuesten dummen Streich mitteilen solle. Als er noch darüber grübelte,

trat ein Mann ein und ſagte, er wolle ihn wegen des Dampfers ſprechen. Nun ſtellte ſich heraus, daß der Ankömmling eigens nach New-York gereiſt war, um das Fahrzeug zu kaufen, ſich aber verſpätet hatte. Er bot dem Darius ein paar hundert Dollars Abſtandsgeld. Die Käthe hatte gleich Verdacht geſchöpft, als ihr Mann den Fremden in eine Ecke gezogen und dort mit ihm zu flüſtern begonnen hatte. In dem Augenblick aber, wo ihre Geduld zu Ende gegangen war und ſie ſich auf die beiden ſtürzte, ſtopfte der Darius ſchon die erhaltenen Geldſcheine in die Taſche und fuhr wie ein geölter Blitz zur Türe hinaus. Diesmal blieb er volle zwei Wochen aus und kam dann in einem fürchterlichen Zuſtande nach Hauſe. Dafür wurden ihm auf mehrere Monate die Ausgehtage entzogen.

Heute aber waren die Stammgäſte beſonders guter Laune. Sie hatten nämlich vor geraumer Zeit einen ſehr ſchlechten Witz geliefert, der ein böſes Ende hätte nehmen können und deſſen ſie ſich ehrlich geſchämt hatten. Nun war alles in Ordnung gebracht worden, und das ſollte heute gefeiert werden. Vor ein paar Wochen nämlich war ein netter junger Mann, der eben erſt eingewandert war, ein ſogenannter ‚Grüner‘, in das Lokal gekommen und hatte dem Darius erzählt, er ſuche Arbeit. Der

Darius war vom bösen Geist besessen und teilte dem Fremdling mit, er könne ihm eine Anstellung bei der größten Telegraphengesellschaft des Landes verschaffen, deren Präsident jeden Vormittag zum Frühschoppen käme. Er solle sich nur am nächsten Morgen gegen halb elf Uhr einfinden. Das geschah auch, der Stammtisch war eingeweiht worden, und einer der Gäste spielte die Rolle des Präsidenten. Nachdem er dem Grünen allerlei Fragen über seinen Lebenslauf vorgelegt hatte, meinte er, er müsse ihn prüfen, und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen. Die ganze Gesellschaft begab sich auf die Straße und machte an der nächsten Telegraphenstange Halt. „Na, nun mal los," meinte der Pseudo-Präsident. Der junge Mann blickte ihn verlegen an. „Klettern Sie mal da hinauf, und zeigen Sie, was Sie können," sagte der Präsident. Nun ging dem Unglücklichen ein Licht auf, die Tränen traten ihm in die Augen, stumm wendete er sich ab und ging von dannen. Der Stammgesellschaft aber verging das Lachen. Jeder fühlte, daß er unrecht getan hatte. Einer wurde dem Fremden nachgeschickt, um ihn zu versöhnen. Das gelang nicht, aber die Gesellschaft war fest entschlossen, ihr Unrecht gut zu machen. Man legte zusammen und schickte das Opfer des dummen Streiches nach Chicago mit

einem warmen Empfehlungsbrief an den Bruder eines der Gäste. Heut war ein Brief angekommen, in dem der junge Mann mitteilte, daß er festen Boden unter den Füßen habe und den häßlichen Vorfall verzeihen wolle. Daher die gehobene Stimmung und die Verlängerung des Frühschoppens weit über die gewohnten Grenzen.

Aber das Schicksal hatte noch eine schwere Strafe über unsern Freund Darius verhängt. Am Stammtisch befand sich diesmal, wie das mitunter vorkam, auch ein Fremder. Wie er dazu gekommen war, wußte eigentlich niemand, jeder glaubte, ein anderer habe ihn eingeführt. Er hatte sich als ‚Baron Soundso vom Ersten Garde-Regiment zu Fuß' vorgestellt. Seine Kleidung war schon etwas mitgenommen, aber sauber gehalten, und der lange blonde Schnurrbart wie auch die fein gepflegten Hände ließen es glaublich erscheinen, daß man es wirklich mit einem früheren Offizier zu tun habe. Als die Gesellschaft sich zum Aufbruch rüstete, stand er auf und sagte feierlich: „Meine Herren, Sie müssen mir die Ehre erweisen, noch eine Bowle mit mir zu trinken. Heute ist der 22. März, der Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers, und ich bin gewohnt, diesen Tag zu feiern. Herr Wirt, bitte, machen Sie eine gute Bowle und sparen Sie den Champagner nicht."

Der Darius überschlug in Gedanken den Profit, den er machen würde, verneigte sich tief, und seine Augen glänzten. Die Käthe aber fragte ihn mit leiser Stimme, ob er den Menschen auch kenne. Entrüstet erwiderte er, sie könne doch sehen, daß man es mit einem Gentleman zu tun habe. Aus dem dunkelsten Verließ des Kellers wurde der California-Wein mit den Mosel-Etiketten geholt, und feierlich trug Darius selbst den Champagner in die Küche, wo die Bowle gebraut wurde. Der frühere Fähnrich schlich dem Wirt nach und bat ihn inständigst, ihm doch nur einen Teelöffel reinen Champagner zu geben, er habe seit zehn Jahren keinen Tropfen mehr auf den Lippen gehabt. Willfährig gab ihm der glückselige Darius einen ganzen Schöpflöffel voll. Als die Bowle endlich erschien, kostete der Garde-Leutnant behutsam und meinte, es sei zu wenig Sekt verwendet worden. „Noch ein paar Flaschen von dem Zeug" näselte er. Der Käthe ward's heiß, aber sie hatte die Herrschaft über den Darius für heute verloren. Trotz ihres Widerspruchs, trotz ihrer Mahnung, sich erst einmal für die erste Bowle bezahlen zu lassen, setzte Darius eine zweite an und wartete auch mit allen Schätzen der Küche auf, als der Herr Leutnant sagte, man könne nicht trinken, ohne etwas zu essen. Hinter den Schanktisch

wagte sich der Darius nicht mehr, denn sobald er dort erschien, erhielt er einen unsanften Puff von der Käthe, die immer wieder verlangte, er solle sich über den Inhalt des Geldbeutels des Leutnants und über ‚die Farbe seines Geldes' orientieren. Der Stammtisch war in der seligsten Laune. So schön war es beim Darius noch nie gewesen. Ein Toast jagte den andern, und Studentenlieder wechselten mit Volksweisen ab. Wer das Lokal betrat, wurde sofort eingeladen, an der Feier teil zu nehmen. Und diejenigen Gäste, welche für gewöhnlich sich das Geld für den Frühschoppen sauer verdienen mußten, auch nur gelegentlich daran teilnehmen konnten, gossen den süßen Trank herunter, als wollten sie ihren Bedarf an Bowle für den Rest ihres Lebens decken.

Der Darius hatte schon die Hängelampen angezündet und überlegte, wie er seinen auf die Neige gehenden Weinvorrat ergänzen sollte, falls der Herr Leutnant noch eine Bowle bestellte. Alles war in seligster Stimmung, nur die Käthe stand wie eine Rachegöttin hinter dem Schanktisch und spielte in bedeutsamer Weise mit dem Bierschlegel. Da erhob sich der Herr Leutnant noch einmal, brachte ein letztes Hoch auf seinen Kriegsherrn aus und lud seine Gäste zu einem Katerfrühstück auf den nächsten Vormittag ein. „Herr Wirt," setzte er hinzu, sich

an Darius wendend, „Sie werden die Güte haben, für einige gute Salate und was sonst noch dazu gehört, zu sorgen. Ich werde dann auch meine Rechnung begleichen.“ Sprachlos und mit weit geöffnetem Munde stand der Darius da. Hinter dem Schanktisch kam die Käthe, den Bierschlegel in der hochgehobenen Hand schwingend, eiligen Laufes hervor. „Hab ich dir's nicht gleich gesagt, daß er ein Lump ist,“ rief sie wütend dem fast versteinerten Darius zu. Dieser faßte sich endlich und fing an: „Aber Herr Leutnant . . .“ Doch weiter kam er nicht. Der Fremde war schon an der Tür, ließ den blonden Schnurrbart durch die weißen Finger gleiten, verneigte sich und schnarrte: „Ich bitte Sie, Herr Wirt, das Wort eines preußischen Offiziers und Edelmannes wird Ihnen doch für diese Bagatelle genügen.“ Sprach's, verschwand und ward nie mehr gesehen.

Wie dem Darius aber diese Geschichte bekommen ist, das weiß nur er — und die Käthe.

Die Liebe glaubet alles

Er war nicht elegant angezogen, aber alles an ihm war propre. Das fest zugeknöpfte Jackett und die engen Beinkleider saßen so prall, daß man sofort den ehemaligen Offizier in ihm vermutete. Kein Stäubchen haftete an den allerdings schon recht abgetragenen Kleidern, die Stiefel glänzten immer, als ob sie eben gewichst worden wären, und das Gesicht war bis auf den langen, leicht aufgesetzten Schnurrbart glatt rasiert. Den Hut trug er ein klein wenig auf der linken Seite, wie vor langen Jahren die Tschapka, und die rechte Hand schwang eine Gerte, manchmal auch wohl eine Reitpeitsche. Hin und wieder erschien er in hohen Stiefeln, und dann wurde gemunkelt, er reite irgend einem Millionär ein Pferd zu und verdiene fürchterlich viel Geld. Für gewöhnlich hatte er nämlich keins, und wie er existierte, war selbst denjenigen ein Rätsel, welche gleich ihm nach Amerika verschlagen worden waren und, während sie sich ‚nach Arbeit umsahen‘,

den willkommenen Kredit bei dem freundlichen Wirt ausnützten, jeden Tag mit Schrecken das Ende erwartend. Der Wirt war wirklich ein guter Kerl und konnte niemanden mahnen. Von Zeit zu Zeit, wenn ihm seine Frau zugesetzt hatte, beschloß er, dem Kreditwesen ein Ende zu machen, aber zu dem Mut, Bezahlung zu fordern, schwang er sich nie auf. Er versuchte, auf das Ehrgefühl der Kunden zu wirken, indem er die Zeche mit Kreide an die Wand hinter dem Schanktisch und dann auf diesen selbst schrieb, erst mit den Initialen, dann mit dem vollen Namen des Schuldners, aber auch diese Zwangsmaßregel hatte nur vorübergehend Erfolg. Die armen Schlucker hätten ja gern bezahlt, aber sie hatten nichts. Und weder der Wirt, noch seine etwas entschlossenere, aber doch gutmütige bessere Hälfte hatte das Herz, die früheren Offiziere und Korpsstudenten an die Luft zu setzen, deren Kundschaft immerhin Nutzen brachte; denn das Lokal war durch sie eine Sehenswürdigkeit geworden und hieß im ganzen Stadtteil ‚Barons Hall' oder die ‚Freiherrn-Halle'.

Hier fand sich auch der Rittmeister — zu diesem Rang war er in Amerika avanciert und zuckte auch mit keiner Wimper, wenn er entsprechend tituliert wurde — fast täglich zum freien zweiten Frühstück

ein, das meist aus gebratener Leber bestand. Der Einförmigkeit der Menüs wurde durch reichlichen Gebrauch von Senf abgeholfen, und Brot gab es nach Belieben. Es war, wie sich später herausstellte, seine erste Station bei seinem Tagewerke. Dieses setzte sich aus einer Reihe von Besuchen zusammen, die er ganz bestimmten Wirtschaften abstattete, die alle alten Kriegskameraden gehörten; denn er hatte schon den Bürgerkrieg mitgemacht. Von all den Leuten, die nach Herzenslust auf Amerika schimpften und immer noch in der Hoffnung, nach Deutschland zurückkehren zu dürfen, lebten, war er der Anführer. Nicht nur in seinem Äußeren, auch in seinen Anschauungen war er der Kavallerie-Leutnant geblieben, und nichts haßte er mehr als liberale Ansichten. Schon ein bürgerlicher Offizier war ihm ein Greuel, jeder Journalist gehörte seiner Meinung nach an den Galgen. Es wurde viel darüber gestritten, ob er jemals seine Zeche bezahlte. Sicher war nur, daß er beim Verlassen eines Lokales immer ein Geldstück auf den Schanktisch legte und dann das Kleingeld einstrich. Man behauptete, er tue das nur, um seine Würde zu wahren; denn er erhalte immer genau so viel Geld zurück, wie er hingelegt habe. Wo er auch nur das Wenige herbekam, das er bei sich führte, wußte kein Mensch;

denn niemand hatte ihn arbeiten sehen. Er selbst erwähnte nur manchmal nebenhin, er müsse fort und einen Pferdehandel abschließen, aber man konnte ihn wenige Minuten später auf der nächsten Station mit Sicherheit treffen. Überhaupt verstand er es vortrefflich, sich bei den jungen Dachsen — auch diese Bezeichnung hatte er sich aus seiner Offizierszeit bewahrt — in Respekt zu setzen. War einmal scharf gekneipt worden und versuchte dann einer, ihn über seine Verhältnisse auszufragen, so konnte er sich auf eine gesalzene Antwort gefaßt machen. Dabei war er immer freundlich und gefällig. Als der Winter herannahte und ein Teil der Tafelrunde in großer Sorge war, weil das Geld zur Anschaffung schwarzer Hüte fehlte, nahm er eines Abends alle hellgrauen Kopfbedeckungen mit nach Hause und brachte sie am nächsten Morgen schön schwarz gefärbt wieder zurück. Freilich mußte man mit den Hüten vorsichtig umgehen, denn Regen konnten sie nicht vertragen, und schon, wenn der Träger sich erhitzte, ließen sie einen dunklen Rand auf der Stirne zurück. Aber die Hilfe in der Not wurde doch dankbar entgegengenommen.

Auch von seinen Erlebnissen im Bürgerkriege erzählte der Rittmeister nur selten, wenn er nämlich etwas mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Am liebsten hörte die Tafelrunde zu, wenn er berichtete, wie der etatsmäßige Stabsoffizier des amerikanischen Kavallerie-Regimentes, in dem er gedient hatte, im Lager vor Washington den Mannschaften vorhielt, daß die gelieferten Kommißstiefel gar nichts wert seien und jeder Soldat von ihm für wenig Geld ein Paar hochfeine Extrastiefel erhalten könne. Der gute Mann hatte nämlich eine Stiefelfabrik in Brooklyn, die während seiner Abwesenheit bei der Armee von seiner Frau geführt wurde. Derr Herr Major machte ein gutes Geschäft und nahm jedem Gemeinen eigenhändig Maß, lieferte auch die fertige Ware selber ab, wobei er mit einem ganzen Bündel von Stiefeln, die er vor sich auf dem Sattel hängen hatte, durch das Lager ritt. Er probierte das Schuhzeug an und ließ sich Anweisungen auf den fälligen Sold geben. Gern hetzten die Dachse auch den Rittmeister mit einem französischen Grafen, der einen deutschen Namen trug und in demselben Regiment gedient hatte, zusammen. Im Anfang erzählten die beiden Helden dann viel von gemeinschaftlich verrichteten Heldentaten, später packte sie aber regelmäßig die Eifersucht, und sie machten sich gegenseitig schlecht. Der Rittmeister war von den Rebellen gefangen genommen worden und behauptete, seine Kameraden

hätten ihn im Stich gelassen und wären feige geflohen, als die Schwadron zur Attacke vorging. Er allein ritt in der Karriere vor, wurde aber umzingelt und mußte sich ergeben. Da sagte der französische Graf höhnisch in seinem gebrochenen Deutsch: „Lieberre Rittmeisterre, Sie verrgessen, daß Sie ein frremdes Pferrd ritten und derre Gaul so 'artmäulick warre, daß Sie ihn nicht 'alten oderre drehen konnten.“ Worauf sich der Rittmeister wutschnaubend empfahl.

Nur einmal hatte der Rittmeister eine wirkliche Einnahmequelle gehabt, und das war lange her. Es war aber die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Bald nach dem Bürgerkriege traf er mit einem Schulfreund zusammen, der bei der Garde-Kavallerie gedient und auch den Feldzug mitgemacht hatte. Der erzählte ihm, er wohne in einer prachtvollen Villa in der Umgebung von New-York, deren Eigentümer sie verkaufen wolle. Bis dahin habe er die freie Benützung des Besitztums erhalten. Der Rittmeister zog zu ihm, und mit ihm noch zwei andere Kameraden. Auch einen Bedienten fanden sie in der Person eines alten Grenadiers, der ebenfalls den Krieg mitgemacht hatte. Geld hatten sie nicht, aber die Villa war hübsch möbliert, und so wurde denn die Einrichtung nach

und nach zu Geld gemacht. Dem Eigentümer war das gleichgültig, er wußte, daß er doch nicht viel für das Zeug bekommen würde, und war steinreich. Aber daß die Bewohner den Verkauf verhinderten, ärgerte ihn und gab ihm schließlich Veranlassung, sie an die Luft zu setzen. Der Rittmeister und seine Freunde hatten nämlich ganz genau gewußt, daß sie sobald nicht wieder so angenehme Unterkunft finden würden, und sich entsprechend vorgesehen. Da das Haus auf einer Anhöhe lag, konnte man vom Dach aus alle Wege, die nach dem Besitztum führten, übersehen. Der Bediente wurde also auf dem Dache postiert und rief von dort, sobald sich jemand näherte mit Stentorstimme: „Läden zu!“ So schnell wie möglich wurden sämtliche Türen und Fensterläden geschlossen, und alles blieb mäuschenstill, bis die Gefahr vorüber war. Kein Käufer und kein Agent konnte je Zutritt zu dem Hause erlangen, bis schließlich der Eigentümer die Blockade brach. Es war übrigens die höchste Zeit; denn von der Einrichtung war so gut wie nichts mehr übrig, und die Besatzung hätte sich doch bald aus Mangel an Nahrungsmitteln ergeben müssen.

Übrigens war die Frage, wie sich der Rittmeister ernährte, für seine Freunde von keiner großen Be-

deutung. Sie hatten genug zu tun, um sich durch die Welt zu schlagen, und beschäftigten sich nur selten mit der Frage, wie andere es taten. Und der Rittmeister hatte wohl nie Geld, wenigstens nicht mehr, als für seine einfachen Bedürfnisse gerade genügte, aber er war auch nie in Verlegenheit, lag niemandem zur Last und sprach niemanden um ein Darlehen an. Allerdings revanchierte er sich nie, wenn gekneipt wurde und, nach amerikanischer Sitte, einer nach dem andern eine Lage Bier bestellte, aber das erwartete auch niemand von ihm. Nur eine Frage beschäftigte alle, die ihn kannten: wo mochte er wohl wohnen? Das erregte um so mehr Interesse, als die Sicherung eines schützenden Obdachs die größte Sorge der kleinen Gesellschaft war, die sich um den Rittmeister gesammelt hatte. Oft genug mußte im tiefen Winter der Überzieher ins Leihamt getragen werden, um, wie sich der kleine Fähnrich ausdrückte, ‚das Ahnenschloß zu retten'. Der Rittmeister mußte aber eine sichere Wohnung haben, das merkte man ihm an; denn ohne diese hätte er seine Kleidung nicht in so guter Ordnung halten können. Aber wo? Er tauchte im Laufe des Vormittags ganz unerwartet auf und ging immer allein nach Hause. Das erregte die Neugierde und den leisen Neid der jungen Dachse. Sie stell-

ten alle denkbaren Manöver an, um seinen Unterschlupf ausfindig zu machen. Sie schlichen ihm nach, wenn er sich zu später Stunde auf den Heimweg begab, aber er schien die Verfolger zu wittern und ging stundenlang, scheinbar planlos, in den Straßen umher, bis er sie abgeschüttelt hatte. Er mochte noch so scharf gekneipt haben, immer dankte er höflich, aber entschieden, wenn einer ihn nach Hause begleiten wollte, und nie erwähnte er mit einer Silbe, daß er seine Verfolger bemerkt hatte, niemals verbat er sich derartige Versuche, sein Geheimnis zu lüften. Er schien es wie ein Heiligtum zu hüten.

Am Ende ließ man ihn in Ruhe. Die Freunde waren auch so ziemlich alle in geordnete Verhältnisse gekommen, bei denen war er nun ein gern gesehener Gast. Freilich war er nicht liebenswürdiger geworden, im Gegenteil hatte das Alter ihn etwas bissig gemacht. Er konnte nicht mehr viel vertragen und zog doch den Grog allen andern Getränken vor. Nach dem zweiten Glase fing er gewöhnlich an auf Amerika zu schimpfen, was den Freunden nicht mehr so gut gefiel wie früher, denn sie hatten es ja inzwischen zu etwas gebracht. Aber man duldete ihn, weil er die Erinnerung an gemeinsam verlebte schwere Zeiten auffrischte, die längst

überwunden waren und aus der Entfernung faſt ſpaßhaft ausſahen. Er nahm jetzt auch gelegentlich ein kleines Darlehen an, wenn es mit dem erforderlichen Zartgefühl angeboten wurde, und er erwähnte auch mitunter, daß er gerne einen noch einigermaßen guten Rock für einen Freund haben möchte. In dem Rock erſchien er wohl ſelbſt ſpäter einmal, aber er hatte andere Knöpfe angenäht, und das Kleidungsſtück ſah aus wie neu. An ſein Geheimnis dachte man wohl noch, aber man beſchäftigte ſich nicht mehr damit.

Da kam die Löſung. Ganz plötzlich und in dem Augenblick, wo dem Rittmeiſter auf einmal die Sonne zu leuchten ſchien. Er hatte wirklich einen Pferdehandel vermittelt, das einzige Geſchäft gemacht, von dem man ſichere Kenntnis erhielt. Und er hatte ſich einen neuen Anzug machen laſſen, vielleicht den erſten in Amerika. Mit Stolz zeigte er ihn allen Bekannten. Wenige Tage ſpäter erhielt einer ſeiner beſten Freunde einen Brief von weiblicher Hand, in dem er gebeten wurde, den Rittmeiſter zu beſuchen; denn dieſer ſei ſehr krank. Er hatte ſchon lange geklagt, aber niemand ahnte, daß es ſo ſchlimm mit ihm ſtünde. Als der Tod herantrat, mußte er ſein Geheimnis verraten. Man fand ihn in einer ſehr einfachen Wohnung in einer

billigen Gegend. Dort hatte er seit Jahrzehnten mit einer Nähterin hausgehalten. Sie waren zusammen alt geworden, waren sich aber treu geblieben und liebten sich noch immer zärtlich. Sie hatte für ihn gesorgt, ihn mit Taschengeld versehen und war stolz darauf gewesen, daß ihr Rittmeister seine Hände nicht mit Arbeit zu beschmutzen brauchte. Das hätte sie nie geduldet, lieber nähte sie sich die Finger wund. Und sie tat es wirklich nur aus gutem Herzen, denn daß er ihr versprochen, er werde sie heiraten, sobald er sein Majorat in Deutschland wieder übernehmen könnte, hatte bei ihr wirklich keine Rolle gespielt. Sie hatte es natürlich geglaubt — was glaubt eine liebende Frau nicht? — aber es hatte sie in keiner Weise beeinflußt. Als sie die Wahrheit erfuhr, daß er auf Erden keinen Heller sein Eigen nenne, lächelte sie unter Tränen und erzählte, wie er oft stundenlang von dem Rittergut gesprochen und Pläne für die Bewirtschaftung gemacht hätte. Sie war ihm nicht im geringsten gram.

Da er den Bürgerkrieg mitgemacht hatte, gab ihm die Stadtverwaltung ein Grab. Die Beerdigung wurde von den alten Freunden bestritten. Sie hatten sich alle eingefunden und saßen nach Soldatenart nachher lange zusammen, um über die Zeit

zu scherzen, in der der Rittmeister ihr Leidensgenosse gewesen war. Sie wollten auch für die Zurückgelassene sorgen, aber die litt es nicht. Sie sei noch gesund und kräftig, meinte sie, und könne sich wohl allein ernähren, nachdem sie so lange für zwei gesorgt habe. Lange werde sie es doch nicht mehr machen, denn der Rittmeister sei ein Teil ihres Lebens gewesen und der Rest werde ihm wohl bald folgen.

Ein paar Wochen später erhielt derjenige, welcher die Arrangements für die Beerdigung übernommen und auch die Mutter des Rittmeisters, von deren Existenz vorher niemand etwas gewußt, von seinem Tode benachrichtigt hatte, einen langen Brief von der hochbetagten Frau. Sie fragte an, wie es sich denn mit dem Nachlaß ihres Sohnes verhalte und ob sie nicht bald einen Teil davon bekommen könne, denn sie lebe in sehr dürftigen Verhältnissen. Die angestellten Erkundigungen ergaben, daß der Rittmeister der alten Dame erzählt hatte, er besäße eine große Reitschule in New-York und wohne in dem feinsten und teuersten Hotel der Stadt. Dorthin hatte der Rittmeister seine Briefe adressieren lassen, was ihm gestattet wurde, weil der erste Buchhalter einer seiner Kriegskameraden war. Es war schwer, die alte Frau zu überzeugen, daß ihr Sohn

arm gestorben war, nachdem sie sich dreißig Jahre in dem Glauben gewiegt hatte, er sei reich oder doch wenigstens wohlhabend. Auch sie hatte es geglaubt, obgleich er ihr nie eine Unterstützung gesandt hatte, weil eben auch das liebende Mutterherz gern das Gute von den Kindern glaubt. Aber auch sie hat den Schlag nicht lange überlebt.

Des Vaters Segen

„Der frühere Leutnant B., der jüngste Sohn des hiesigen Oberstleutnants a. D. B. erschoß sich heute früh in der Wohnung seines Vaters."

(Zeitungsbericht.)

Der junge Mann machte einen so guten Eindruck, daß er uns alle für sich einnahm. Er sah natürlich etwas mitgenommen aus, das sprach aber eher für als gegen ihn, denn er bewies, daß er schwer gearbeitet hatte. Und das ist immer ein gutes Zeichen. Freilich gibt es auch Menschen, die nur arbeiten können, wenn sie unter der Fuchtel sind, und die bringen es auch in Amerika zu nichts. Im besten Falle gelingt es ihnen, ein Handwerk zu erlernen und sich ein gutes Auskommen zu verschaffen, aber dann verlieren sie mit überraschender Geschwindigkeit den gesellschaftlichen Schliff, den ihnen die Erziehung gegeben hatte. Man lernt an ihnen erst erkennen, daß bei so vielen Menschen nicht nur die guten Manieren, sondern auch die ihnen mit so großer Mühe beigebrachten Anschauungen über Standespflichten und persönliche Unnahbarkeit nur eine Tünche sind, die sofort verschwindet, wenn sie in Berührung mit der rauhen

Wirklichkeit kommen und keine künstlichen Schranken sie mehr von der übrigen Welt trennen. In Amerika muß man nicht nur arbeiten wollen und können, sondern auch Initiative besitzen und die Chancen, die sich bieten, erkennen und verwerten. Wer nicht arbeiten will, wird verachtet und geht schnell genug unter; wer aber nichts als arbeiten kann, wird, wie überall sonst, ein Lasttier.

Dieses Schicksal drohte unserm Freunde. Er hatte gerade genug gelernt, um Offizier werden zu können, und war damit auch ganz zufrieden. So sehr leichtsinnig war er gar nicht gewesen, aber sein Vater hatte nie daran gedacht, daß ein Mensch dumme Streiche machen dürfe. Als der Sohn das erste Mal ein paar hundert Mark Schulden gemacht hatte, wurde er nach Amerika geschickt. Nun sollte er sich selbst weiter helfen, obgleich er doch gelehrt worden war, nur nach der Vorschrift zu handeln, nie ungefragt zu sprechen und sich immer nach der Meinung der Älteren zu richten. Er konnte es natürlich nicht; er war nicht einmal imstande, einen Menschen zu fragen, ob er ihn nicht beschäftigen könne. So war er ein paar Tage nach seiner Ankunft in das Arbeitsbureau der Deutschen Gesellschaft gegangen, weil er keinen Pfennig mehr übrig hatte, und froh gewesen, als ihn ein Gemüse-

gärtner in den Dienst nahm. Den ganzen Sommer und Herbst hatte er tüchtig gearbeitet, nun aber der Winter gekommen, war er entlassen worden. Wieder stand er hilflos in der großen Stadt, die paar ersparten Groschen waren bald aufgezehrt, und er hatte wohl die Hacke und die Schaufel handhaben gelernt, aber auch nicht ein Quentchen der praktischen Weltweisheit, die allein von Nutzen sein konnte. Davon besaßen der Gärtner und seine Frau selbst nicht viel, und das bißchen konnten sie nicht weitergeben, weil sie, wie ihr Knecht, arbeiteten, bis der Schlaf die Augen schloß.

So stand er denn bald wieder ohne Obdach und mit leerem Magen in der Stadt, wo Millionen ihr Auskommen fanden. Nicht, weil er nicht arbeiten wollte, sondern nur, weil es ihm ganz unmöglich war, die Leute von seinem guten Willen zu überzeugen und zu veranlassen, einen Versuch mit ihm zu machen. Im Arbeitsbureau war auch nichts zu finden, denn dort brauchte man für gewöhnlich nur Feldarbeiter, und die waren um diese Jahreszeit nicht zu verwenden. Er dachte daran, nach dem Süden zu wandern und sich auf dem Wege dorthin, wie Tausende es alljährlich tun, auf die Hilfe gutmütiger Farmer zu verlassen. Aber ein früher und heftiger Schneesturm zwang ihn, auch

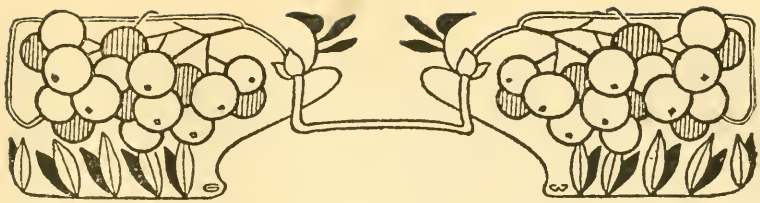
diesen Plan aufzugeben. Da fiel ihm ein, daß irgendwo in New-York ein früherer Offizier lebe, der in dem Regiment gedient, welches sein Großvater kommandiert hatte. Nach mehrtägigem Umherirren gelang es ihm, den Gesuchten zu finden. Er wurde freundlich aufgenommen, erhielt nicht nur warme Kleider, sondern auch ein Unterkommen und die Zusicherung, daß er bleiben könne, bis er Beschäftigung gefunden habe. Nun ging das Suchen wieder los, den ganzen Winter hindurch, aber immer ohne Erfolg. Es war ihm ganz unmöglich, die Frage, ob er diese oder jene Arbeit verrichten könne, zu bejahen, wenn es nicht wirklich der Fall war. Und das ist doch der einzige Weg für die unpraktisch Erzogenen, in Amerika festen Fuß zu fassen; denn wenn der neue Arbeiter auch ungeschickt ist, behält man ihn doch gern, solange er fleißig, lernbegierig und anstellig ist. Als das Frühjahr herankam, wollte er wieder zu dem Gärtner gehen, aber sein Beschützer riet ihm ab. Dieser hatte erkannt, daß der junge Mensch vollständig unbrauchbar für Amerika sei und es nie weiterbringen werde. Bei der Arbeit mit Hacke und Spaten würde er, das war klar, rettungslos verkommen. So schlug er ihm vor, nach Deutschland zurückzukehren. Das Geld für ein Billett konnte der väterliche Freund

freilich nicht entbehren, aber die Sache ließ sich arrangieren. Bis der Lotse den Dampfer verlassen hatte, mußte der junge Mann als Kohlenzieher arbeiten, dann nahm ihn der Oberstewart ins Schiffslazarett als Wärter.

Geholfen war dem Armen damit leider nicht. Ein paar Wochen später erhielt der New-Yorker einen Brief von dem Vater des früheren Leutnants, in dem ihm die bittersten Vorwürfe gemacht wurden. Wo es so vielen früheren Offizieren gelungen sei, sich eine Lebensstellung zu gründen, so hieß es da, wäre es dem Sohne sicher doch auch geglückt, wenn man ihn nur zur Arbeit angehalten hätte. Es sei ein schweres Unrecht gewesen, ihn den Eltern wieder auf den Hals zu schicken. Was sollte man mit dem Burschen in Deutschland anfangen? Er habe sich sein Bett selbst gemacht und müsse nun darin liegen. So ging es mehrere Seiten lang weiter. Wenn der Vater sich einmal ruhig überlegt hätte, was er eigentlich für den Sohn getan und wie leicht er es sich mit der Erziehung gemacht, würde er vielleicht anders geschrieben haben. Aber dazu war er nicht imstande. Er war fest überzeugt, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er den Jungen in das Kadettenkorps gesteckt, mit siebzehn Jahren auf die eigenen Füße gestellt und beim ersten Fehltritt in die weite Welt geschickt hatte.

Was der junge Mensch in Amerika gelitten und geduldet hat, wissen wir. Was er nachher im Elternhaus zu tragen hatte, als er, noch nicht volljährig, zurückkehrte, darauf deutet nur die Nachricht hin, daß er wenige Wochen später seinem verfehlten Leben ein Ende machte. Auch damit wird er wohl den strengen und pflichttreuen Vater schwer gekränkt haben, denn das hätte er ja ganz gut in Amerika tun können, wo ihn niemand kannte und die Obrigkeit für seine Beerdigung gesorgt hätte.

Das vereitelte Duell



Es war einer der drückend heißen, schwülen Abende, unter denen New-York leidet, wenn der Seewind die Luft mit Feuchtigkeit füllt. Auf den hohen Vortreppen der Häuser saßen die Bewohner in den leichtesten Kostümen, die der Anstand erlaubte, warteten auf den kleinsten Luftzug, bewegten emsig die großen japanischen Fächer und tranken, je nach ihrer Nationalität, Eiswasser und Limonade oder Lagerbier. Überall sah man die großen weißen Porzellankrüge hin und her wandern, um die Gläser wieder zu füllen, und wo Deutsche zusammen saßen, ging auch wohl der Blechkessel, der das schäumende Bier enthielt, oder ein großer Steinhumpen von Hand zu Hand — richtiger: von Mund zu Mund. Der Bürgersteig wimmelte von Kindern aller Altersstufen, meist bis auf das Leibchen entkleidet. Auch sie holten sich ihren Teil von dem kühlenden Getränk der Älteren oder lutschten an kleinen Stückchen Eis. Die Glück-

licheren unter ihnen kauften sich von dem Italiener, dessen Karren von einer tobenden Menge umlagert war, ein kleines Schälchen mit Eis-Creme, das mit der flinken Zunge geleert wurde, oder auch einen Klumpen des süßen und kalten Gemisches, der an einem Stäbchen befestigt war und daher auch bequemer genossen werden konnte.

Es war entsetzlich schwül. Auch in dem Sommergarten der Wirtschaft, die sich im sogenannten ‚Basement', dem etwa drei Fuß unter dem Straßenniveau gelegenen Geschoß einer der großen Mietskasernen befand. Da drinnen war's fürchterlich, aber in dem Sommergarten konnte sich wenigstens eine rege Phantasie vorreden, daß es kühl sein könnte. Anspruch auf die Bezeichnung Garten verliehen dem zwischen zwei der hohen Vortreppen liegenden und mit Steinquadern gepflasterten Raume nur zwei oder drei grün angestrichene Kübel, in denen, der Überlieferung nach, sich einmal Oleanderbäume befunden haben sollten. Mit Erde waren sie noch gefüllt und dienten jetzt als Tische für die Gäste, die im Sommergarten nach Luft schnappten und Bier tranken.

Sie waren heute alle schlechter Laune. Die dicke, feuchte, beinahe schmierige Luft, die man ordentlich mit den Fingern fühlen konnte, die bei der

leiſeſten Bewegung den Körper wie mit einer klebrigen Schicht bedeckte und die alle in dem dicht bevölkerten Stadtteil ſchlummernden üblen Düfte zu neuem Leben erweckt zu haben ſchien, lag ihnen wie Blei auf dem Gemüt und ließ keine Fröhlichkeit aufkommen. Freilich, viel mehr Veranlaſſung zur guten Laune als unverwüſtlicher Leichtſinn und die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft war nicht vorhanden; denn es ging ihnen in dem neuen Vaterlande zunächſt nicht beſonders gut. Und bei manchem war die Hoffnung auf die Zukunft auch nicht mehr da; er hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und war nur noch bemüht, ſich bis zum Ende ſo gut wie möglich durchzuſchlagen. Das gab aber keiner zu; denn waren ſie auf der einen Seite auch ſo ganz amerikafremd, daß ſie in dem Lande gar nichts Gutes zu finden vermochten, ſo nährte dieſe ſelbe Unkenntnis der Verhältniſſe in ihnen doch immer wieder die Zuverſicht, ſie würden eines Tages das Gold in den Straßen finden, das ihnen die Rückkehr in die Heimat und die Wiederaufnahme der alten Lebensweiſe geſtatten ſollte.

Aber heute hatte der Druck, unter dem Menſch und Tier litten, alle Hoffnung und Lebensfreudigkeit ertötet. Ganz beſonders unwirſch zeigte ſich der öſterreichiſche Graf und Kammerherr außer Dienſt,

dem es freilich besonders schlecht gegangen war. Nach vielen Mühen hatte er eine Stellung als Kellner in einem Sommerhotel bekommen, wurde aber entlassen, weil er es sich nicht versagen konnte, jeden unbewachten Augenblick zu verwerten, um in einer Ecke eine Zigarette zu rauchen. Der Oberkellner hatte Mitleid mit dem alten Mann, mußte ihn aber schließlich entlassen, als alle Mahnungen nicht fruchteten. Dann war der Graf nach der Stadt zurückgekehrt und hatte erfahren, daß in dem Hause, in dem er gewohnt hatte, kein Zimmer frei war. Freilich fand er eine neue Wohnung, aber die alte Wirtin wollte den Koffer nicht ausliefern, da noch einige Wochen Miete zu bezahlen waren. Der alte Kasten enthielt aber all die Wertpapiere, die durch den Wiener Krach, der den Grafen nach Amerika getrieben, wertlos geworden waren, und die der so plötzlich arm Gewordene ein oder zweimal in der Woche durchzusehen pflegte. Ob er glaubte, die Papiere könnten noch einmal ihren alten Wert erhalten, oder ob es ihm wohl tat, die großen Summen vor sich zu sehen, wußte niemand, wer aber sein Vertrauen zu erwerben wußte, durfte gelegentlich die Schätze betrachten und sogar anfassen. Eine gute Seite hatte der Verlust des Koffers doch; denn der Graf konnte jetzt von allen Bekannten reine

Kragen, Manschetten und Taschentücher borgen. Darauf hielt er sehr und war zufrieden, wenn er diese Gegenstände ersetzen konnte, ob auch die andern Kleidungsstücke ärmlich waren. Die Manschetten brauchte er besonders nötig, denn zwei Dinge hatte er aus dem Zusammenbruch gerettet: ein Monocle, das dem hageren Gesicht ein fast geisterhaftes Aussehen gab, wenn er es in die tiefe Augenhöhle klemmte, und ein paar riesige Manschettenknöpfe aus galvanisiertem Eisen, aus je zwei Hufeisen bestehend, die mit mehreren Ketten verbunden waren. Wenn der Graf die dünne Hand schüttelte, dann klirrten die Ketten, als ob ein Viergespann daherkäme. Das dritte Unglück war jedoch das größte. An alles hatte der Graf sich gewöhnt, nur wenn er ganz allein sein wollte und mußte, brauchte er den gewöhnten Komfort. Dann begab er sich in das beste Hotel in New-York, an diesem selben Tage aber hatte man ihm dort bedeutet, gegen seine gelegentlichen Besuche habe man nichts einzuwenden, regelmäßig dürften sie aber nicht werden.

So wollte kein Gespräch zustande kommen, weil der Graf jeden Versuch mit einer scharfen Bemerkung abschnitt. Als der blonde Jüngling, der ein großer Journalist werden wollte und auch schon Redakteur in einem meist von Schweizern bewohn-

ten Städtchen gewesen, aber schleunigst entlassen worden war, weil er in einem Leitartikel gesagt hatte, die Schweizer zehrten nur von einer sagenhaften Vergangenheit, ihn mit der Bemerkung trösten wollte, er werde nun viel Glück haben, denn jeder Journalist wisse, daß immer drei Unglücksfälle auf einmal kämen und dann eine lange Pause eintrete, wurde der Graf grob. Das focht den angehenden Schriftsteller aber nicht an; er suchte den alten Herrn im Gegenteil aufzuziehen und meinte:

„Hören Sie einmal, Graf, Sie haben mir da neulich erzählt, wenn Sie in Galizien mit Ihrem Viererzug über Land gefahren seien, dann hätten Sie die Pferde bei dem ersten besten Bauern eingestellt und dessen Gäule aus dem Stalle gejagt, wenn kein Platz da war. Ich kann nicht verstehen, weshalb sich der Bauer das gefallen ließ."

Da richtete der Graf sich auf, klemmte das Monocle fester ein und sah den Vorlauten mit einem ordentlich unheimlichen Blick an, schüttelte den langen knochigen Zeigefinger vor dessen Nase und krächzte so laut er konnte — er hatte nämlich ein unheilbares Halsleiden —, während die Manschettenknöpfe klirrten:

„Dös verstehn Sie nit? Natürlich verstehn Sie dös nit! Und wissen Sie, weshalb Sie dös

nit verstehn? Das verstehn Sie nit, weil Sie ein Esel sind! Der Bauer hot ja den Mist gehobt."

Ein schallendes Gelächter folgte diesem Ausbruch, und der Graf wollte von seinem Sitz aufspringen, als der Korpsstudent, ein Hüne mit wallendem blondem Bart, rief:

„Das haben Sie gut gemacht, Graf, das Bürschchen haben Sie ordentlich abgeführt. Darauf trinken wir noch eins. Andromache, bezeuge deine Hochachtung."

Andromache war ein Köter von wahrhaft überraschender Rasselosigkeit, der dem Korpsstudenten zugelaufen war und ihn auf allen Gängen begleitete, was von großer Treue zeugte, denn der Besitzer hausierte vorderhand mit Plakaten aller Art. Den schönen Namen hatte der Hund erhalten, weil die Amerikaner, die der Korpsstudent grimmig haßte, das ‚ch' nicht aussprechen konnten. Ihr Versuch, das zu tun, war das größte Vergnügen, das der Student kannte. Andromache war gut dressiert; sie bezeugte ihre Hochachtung, indem sie auf den Tisch sprang und vor dem Grafen schön machte.

Es sah nun doch noch aus, als ob eine bessere Stimmung in die kleine Gesellschaft kommen wollte. Der Zwischenfall hatte die Gemüter aufgeheitert. Der Journalist war, wie gewöhnlich, der Heiterste

von allen; an seinem dicken Fell prallten alle Widerwärtigkeiten ab, ohne eine Spur zu hinterlassen. Da führte das Unglück einen jungen Menschen daher, der, kaum erwachsen, nach Amerika geschickt worden war. Obschon er aus guter Familie stammte, besaß er doch wenig Lebensart. Der wohlhabende Vater gedachte aus dem leichten Sohne einen starken Mann zu machen, indem er ihn zeitig auf die eigenen Füße stellte. Statt dessen entwickelten sich, wie das fast immer in solchen Fällen geschieht, die schlechten Eigenschaften lustig weiter, die guten blieben brach liegen. Der Bremer, so wurde er genannt, lebte von dem kleinen Zuschuß, den ihm der Vater gab, aber zu seiner Ehre muß es gesagt werden, er arbeitete auch. Heute hatte er Fächer verkauft und viel Erfolg gehabt. Er klimperte mit dem Geld in der Tasche, bestellte Bier für die ganze Gesellschaft und sprach viel und laut.

„Fächer verkaufen ist ein gutes Geschäft," rief er fröhlich, „dabei bleibe ich. Habe heute vier Dollars verdient, kann also im Jahre zwölfhundert Dollars Gewinn erzielen."

„Der Verdienst wird sich im Winter noch steigern," brummte der zynisch veranlagte Korpsstudent in den Bart.

Alles lachte; auch der leichtsinnige Bremer,

nur der Graf wurde ärgerlich. Er konnte die Kaufmannsschwengel nicht leiden, er hatte eben noch die anerzogene Abneigung gegen alles, das mit Geschäften zusammen hing. Den Bremer haßte er besonders, nicht nur weil er ihm auf die Nerven ging, sondern auch weil der Kleine häufiger Geld hatte als er selbst. Es hieß sogar, der gutmütige Bremer habe dem Grafen einmal eine kleine Summe geliehen und sogar zurückgefordert, als er sie brauchte. Wie dem auch sei, der Graf wurde so ausfallend, daß ihm der Artillerie-Leutnant, der erst ein paar Wochen im Lande war, ganz energisch die Wahrheit sagte. War es nun das Wetter, der Ärger über die erlittenen Unglücksfälle oder sein Leiden, der Graf vergaß auf einmal die Würde, die er sonst streng bewahrte, und warf dem Leutnant eine schwere Beleidigung ins Gesicht. Dieser wurde dunkelrot und wollte sich erheben, aber der Korpsstudent legte sich ins Mittel:

„Halt, meine Herren," rief er, „die Sache muß in regelrechter Weise erledigt werden. Herr Graf, wollen Sie Ihre Äußerung zurücknehmen und um Entschuldigung bitten?"

Die Knöpfe an den Ketten klirrten, als der Graf mit der Hand auf den Rand des Kübels schlug, der als Tisch diente. Er klemmte das Monocle fester in die Augenhöhle und rief krächzend:

„Ich habe in meinem Leben noch nie etwas zurückgenommen und weiß jedes meiner Worte zu vertreten."

Damit ging er. Der Korpsstudent war in seinem Element. So wohl hatte er sich in den vier Jahren, die er in Amerika zugebracht, noch nicht befunden. Er besprach die Sache mit dem Leutnant, warb noch am selben Abend zwei Sekundanten und übernahm es, als Kartellträger zu fungieren. Der Graf war mit allem einverstanden. Zehn Schritte Distanz und dreimaliger Kugelwechsel lauteten die Bedingungen. Die ganze Kolonie der Verbannten war in Aufregung.

Zunächst handelte es sich darum, die Waffen zu bekommen. Pistolen besaß niemand, nur ein paar Pfandscheine für versetzte Revolver waren aufzutreiben. Die wurden als ungeeignet verworfen, auch besaß keiner der Beteiligten genug Geld, um die Waffen einzulösen. Der kleine Bremer wollte sich auch nützlich machen und kaufte bei einem Trödler, mit dem er in gelegentlicher Geschäftsverbindung stand, eine Handvoll faustdicke Kugeln. Damit lief er bei allen Bekannten herum und fragte, ob sie verwendbar seien. Endlich trieb man bei einem Wirt, der den Bürgerkrieg mitgemacht hatte, zwei alte Reiterpistolen auf. Auch eine Kugelform hatte

der Mann, und es war ordentlich ein kleines Fest, als man sich eines Abends in der Stammkneipe versammelte und die Kugeln goß. Sogar die beiden Hauptpersonen waren anwesend, saßen aber in den entferntesten Ecken. Man kneipte noch lange, nachdem die Arbeit beendet, und als die Stimmung gemütlich geworden war, machte der Korpsstudent noch einen Versöhnungsversuch. Er fiel aber fürchterlich ab, der Graf wollte absolut nicht klein beigeben.

Nun handelte es sich nur noch darum, Ort und Zeit zu bestimmen. Da stieg auf einmal ein großes Hindernis auf. Der Korpsstudent erfuhr von seinem Hauswirt, daß in den Vereinigten Staaten das Duell schwer bestraft werde. Begnadigung gäbe es nicht, und auch die Absicht sei schon strafbar. Wenn die beiden sich schössen, könnten die Sekundanten und der Unparteiische auf ein paar Jahre Gefängnis rechnen. Werde einer verwundet oder gar getötet, so sei Zuchthaus beinahe unvermeidlich. Das nahm der ganzen Geschichte den romantischen Schimmer. So fragte der Korpsstudent, er habe doch gelesen, daß auch in Amerika Duelle ausgefochten würden. Wie machten die Leute denn das? Im Süden, lautete die Antwort, nehme man es nicht so streng, aber Ausländern werde man es doch wohl nicht verzeihen. Der einzige Ausweg sei,

nach Kanada zu reisen, dort den Ehrenhandel zu erledigen und dann schnell zurückzukommen. Ausgeliefert werde wegen eines Duells nicht. Wieviel das koste? Nicht viel; hin und zurück etwa zwanzig Dollars die Person.

Der Korpsstudent machte sich einen Überschlag. Fünf Personen, das waren hundert Dollars oder über vierhundert Mark. Soviel Geld hatte er nicht mehr auf einem Haufen gesehen, seit er den letzten Wechsel am Neckarstrande unterzeichnet hatte. Er holte sich die Sekundanten und legte ihnen die Sache vor. Die schüttelten die Köpfe. Hundert Dollars? Damit könne man ja beinahe ein Bankgeschäft gründen, ganz gewiß aber eine Bierwirtschaft eröffnen. Sie fragten den Leutnant. „Der alte Mann soll ein Wort der Entschuldigung sagen," meinte der. Aber der Graf tat's nicht. Er hörte den Korpsstudenten ruhig an und sagte:

„Dann warten wir, bis die nächste Zahlung von meiner ‚Apanasch' ankommt. Dann bezahle ich den ganzen Rummel."

Großmütiger Mann! Die ‚Apanasch' hätte lange nicht gereicht und war außerdem schon der Wirtin für Kost und Logis verpfändet. Vielleicht wußte der Graf das in dem Augenblick selbst nicht. Aber man wartete geduldig, bis andere Vorfälle, besonders die

Notwendigkeit, für Speise, Trank und Obdach zu sorgen, das Duell in Vergessenheit geraten ließen. Nur der Korpsstudent erinnerte von Zeit zu Zeit daran, wurde aber nicht beachtet. Da, eines Abends, nach einer etwas scharfen Kneiperei, fixierte er den Grafen und fragte:

„Sagen Sie mal, mein sehr verehrter Herr Graf, kommt denn endlich Ihre berühmte Apanage überhaupt einmal an?“

Das geschah in auffälliger, herausfordernder Weise. Der alte Hofmann ließ sich aber nicht verblüffen. Er klirrte mit den Ketten, klemmte das Monocle ein, wendete sich zu dem Leutnant, der am Nebentische saß, reichte ihm die Hand und sagte heiser:

„I hob's ja nit so g'meint.“

Der Leutnant erwiderte den Händedruck, und damit hatte die Duellgeschichte ein Ende. Der Korpsstudent aber trank sich aus Ärger einen riesigen Rausch an und ging vier Wochen umher, als ob er unglücklich verliebt sei.

Beinahe verlobt

Das Lokal, in dem er mich treffen wollte, um meinen Rat einzuholen, war nicht die Weinstube mit lauschigen Ecken, wo gewöhnlich Geheimnisse ausgetauscht und Enthüllungen gemacht oder Geständnisse abgelegt werden. Es war eine der kleinen Bierwirtschaften, die man in Klein-Deutschland in jedem dritten oder vierten Hause finden konnte, als die eingewanderten Deutschen noch dicht zusammengedrängt wohnten und die Schanksteuer so niedrig war, daß so gut wie gar kein Kapital zu der Eröffnung eines ‚Saloons' gehörte. Die Wände des schmalen, aber ziemlich tiefen Raumes mochten früher einmal hellgelb angestrichen gewesen sein, der Tabaksqualm hatte sie aber schon lange dunkelgrau gefärbt. Ihr einziger Schmuck bestand aus den Bildern einiger Dampfschiffe, wie sie von den Gesellschaften als Reklame verteilt werden, und einer prachtvollen Abbildung der Brauerei, deren Bier hier verzapft wurde. Dicht am Eingang stand der

Schanktisch, der beinahe die Hälfte des Lokals einnahm, weiter hinten luden einige runde Tische und Stühle zum Verweilen ein. Durch eine halb geöffnete Tür konnte man in ein kleines Hinterzimmer sehen, in dem der Wirt mit einigen Stammgästen dem Kartenspiel oblag, während seine Frau, eine korpulente Schwäbin von der Art, die man in ihrer Heimat als ‚schöne Frauen' bezeichnet, ihn hinter dem Schanktisch vertrat. Der Fußboden war mit Sägemehl bestreut, um das Reinigen zu erleichtern, und ein paar große Spucknäpfe deuteten darauf hin, daß diese Einrichtung praktischen Wert hatte.

Das Bier war gut, und ich brauchte auch nicht lange zu warten. Mein Schützling hatte sich nur wenig verspätet. Den früheren flotten Husarenleutnant, der ein Rittergut und ein ansehnliches Vermögen nebenbei in wenigen Jahren verwichst hatte, hätte auch heute niemand in ihm erkannt, trotzdem er im geliehenen ‚Smoking' ganz gut aussah. Ich hatte ihm zwar mit Aufgebot meiner ganzen Beredsamkeit einzuschärfen versucht, daß man in Amerika unmöglich vor dem Abendessen den Frack oder Smoking anziehen könne, sondern Besuche während des Tages im schwarzen Gehrock machen müsse, aber er wußte es besser. Er war ja ein Deutscher. Und so hatte er die Schöne, um die es sich bei der

Geschichte handelte, um zwei Uhr nachmittags in einem Anzug aufgesucht, der der Amerikanerin sicher ein innerliches Lächeln abgezwungen hatte. Aber er war hoffnungsvoll, und das blieb schließlich die Hauptsache.

Die Wirtin setzte unaufgefordert ein Glas Bier vor ihn hin, denn er war hier Stammgast, und schielte von ihrem Posten hinter dem Schanktisch immerfort auf den breiten weißen Hemdbusen. Der war augenscheinlich eine Seltenheit in dieser Stadtgegend. Mein Schützling griff in die rechte Westentasche und zog einen Nickel heraus, den er zögernd vor sich auf den Tisch legen wollte.

„Lassen Sie nur," sagte ich, „ich mache die Sache schon richtig."

Wie der Blitz verschwand der Nickel wieder in der Tasche. Mein Schützling schien erleichtert aufzuatmen. Er steckte sich eine Zigarre an, die ich ihm reichte, tat ein paar Züge, sah dem aufwirbelnden Rauch nach und sagte dann ganz unvermittelt:

„Ihre Schwester verkehrt in Berlin bei Hofe."

„Nein," erwiderte ich ruhig, „soweit hat sie es noch nicht gebracht. Vielleicht, wenn ich in Deutschland geblieben wäre."

„Ich meine ja die ihre," sagte er etwas pikiert.

„Ach so," antwortete ich, fragte aber: „Haben Sie Beweise? Sie sind doch zu klug, um so etwas ohne weiteres zu glauben."

Damit beging ich eine bewußte, aber unter den Umständen entschuldbare Unaufrichtigkeit.

„Da," klang es etwas rauh herüber.

Er schob mir eine mit einem Kodak genommene Photographie zu, auf der nichts zu sehen war, als ein großer Break und eine Anzahl Männer und Frauen in anständiger Kleidung und mehr oder weniger malerischer Gruppierung. Ich sah ihn fragend an.

„Die mit dem großen weißen Hut ist die Schwester. Auf der Hasenheide aufgenommen bei der Frühjahrsparade. Die andern sind" — und es folgte eine ganze Reihe adeliger Namen, die ich schon gehört hatte. „Die Schwester und ihr Mann waren vom Grafen — eingeladen und wurden dem Kaiser vorgestellt. Sind zur Jagd eingeladen worden."

Ich hatte verschiedene bösartige Bemerkungen auf der Zunge, unterdrückte sie aber, weil ich ihm ja helfen wollte und wußte, daß man den Dickschädel vorsichtig behandeln mußte. Es wäre in dem Augenblick unmöglich gewesen, ihn zu überzeugen, daß die Photographie auch nicht den gering-

sten Wert als Beweismaterial besaß. So bestellte ich eine weitere Lage Bier und fragte ganz leise:

„Hat sie Gemüt?“

Er zwinkerte mit den Augen, tat einen langen Schluck und machte eine eigentümliche Bewegung mit den Lippen, die er sich wohl angewöhnt haben mochte, als er noch bei Borchardt Austern schlürfte. Dann blitzten seine Augen, und er antwortete mit gedämpfter Stimme, aber ordentlich feierlich:

„Dreihunderttausend Dollars eigenes Vermögen; der Vater hat noch zwei Millionen.“

„Donnerwetter,“ rief ich so laut, daß sich die schöne Wirtin erschreckt umdrehte. Ich beruhigte sie, indem ich noch zwei Gläser Bier bestellte. Dann fragte ich meinen Schützling, was der Vater für ein Geschäft habe.

„Er ist Professor an einer Universität in Chicago,“ lautete die Antwort.

Ich war starr. Ich wußte im Augenblick nicht, was mir mehr imponierte: der Professor mit den Millionen oder mein Schützling mit der beneidenswerten Leichtgläubigkeit. Er mußte etwas gemerkt haben, denn er fügte schnell hinzu:

„Er hat zwanzigtausend Dollars Gehalt, und die Mutter ist auch vermögend.“

Nun konnte ich mich nicht mehr halten und

beging eine große Dummheit, indem ich ihm vorhielt, daß so etwas ganz unglaublich sei. Das bestätigte ihn nur in der Überzeugung, es sei alles wahr, was man ihm erzählt hatte. Wir ereiferten uns beide, und schließlich fragte ich ihn erregt, weshalb ihn das Mädchen dann eigentlich heiraten wolle, wenn es so gut gestellt sei.

„Um ihr eine Stellung in der besten Gesellschaft Deutschlands zu sichern, bin ich bereit, sie zu heiraten," war die mit großem Selbstbewußtsein gegebene Antwort.

Ich steckte schnell die Zigarre in den Mund und biß kräftig zu, um nicht laut aufzulachen. Hier saß ein Mann, der einmal Husarenleutnant gewesen und weder jung noch schön war, dessen ganzes Vermögen in einer winzigen Rente aus einer Familienstiftung bestand und der ein ganz gewöhnlicher ‚Herr von' war — hier saß er in meinem Smoking, da er selbst kein Gewand mehr besaß, in dem er sich sehen lassen konnte — der Mann, der nach allen möglichen erfolglosen Versuchen, eine Stellung zu finden, jetzt Grabsteine auf Abzahlung verkaufte, und glaubte allen Ernstes, eine junge und hübsche amerikanische Millionärstochter werde ihn heiraten, um in der Berliner Gesellschaft eine Stellung zu erobern. Der Mann imponierte mir.

Jetzt steckte er gerade einen Zahnstocher in den Zigarrenstummel, weil dieser zu kurz geworden war, um ihn in der Hand oder ohne Stütze zwischen den Lippen zu halten. Dieses Selbstvertrauen mußte belohnt werden. Ich bot ihm eine zweite Zigarre an und bestellte mehr Bier. Ganz schüchtern erlaubte ich mir aber einzuwenden:

„Ja, wie wollen Sie denn an den Hof kommen?“

Im Nu war er wieder der Leutnant, wenn die Zeit auch Jahrzehnte hinter ihm lag. Wie er die Zigarre in der linken Hand hielt und dabei mit dem langen Nagel am linken kleinen Finger die Asche abstieß — das war brillant. Dann gab er dem kurzen und nicht mehr besonders gepflegten Schnurrbart einen ordentlichen Ruck und schnarrte wie in seinen besten Tagen:

„Werden wir schon deichseln.“

Hier war augenscheinlich nichts mehr zu machen. Halb waren die Leute einig: er wollte nämlich. Ob sie auch, das erschien mir sehr zweifelhaft. Ich mußte mehr erfahren, aber Vorsicht war geboten; denn er war mißtrauisch geworden. Durch geschicktes Fragen erfuhr ich aber doch, daß sie in einer Gegend wohnte, die weder für ihre Achtbarkeit bürgte, noch dagegen sprach; daß das Haus eine Art von

Privathotel sei und sie ihn in ihrem eigenen Zimmer empfing statt in dem allgemeinen Parlour, was entschieden gegen sie sprach, und dann kam das Geständnis. Ich glaube beinahe, er wurde rot, als er eine Beschreibung ihrer Reize mit den Worten schloß:

„Sie trägt seidene Unterröcke."

Beinahe hätte ich wieder Donnerwetter gerufen. Ich machte aber bloß große Augen, und schnell fügte er hinzu:

„Ich hab's gehört am Rauschen, wie sie durchs Zimmer ging, und ich hab auch den Rand gesehen: dunkelrot."

Es blieb mir noch übrig, zu fragen, wie sie sich denn kennen gelernt hätten. Durch einen Herrn, der allerlei Geschäfte als Agent betreibe und dem er auch schon einmal ein paar Dollars bezahlt habe, um eine Stellung zu bekommen, sagte er. Ob der Mann denn Kommission haben wolle, fragte ich. Natürlich, war die Antwort, aber erst nach der Hochzeit; vorher wolle er unter keinen Umständen etwas nehmen. Wie er sich mit der Dame verständige, wollte ich wissen, da er doch so gut wie gar kein Englisch spreche. Sie verstehe etwas Deutsch und werde es gründlich lernen, war die ausweichende Antwort. Ich suchte Mißtrauen in seine Seele zu

säen, aber es gelang nicht. Ich lud ihn schließlich ein, Frankfurter Würste und Sauerkraut mit mir zu essen, in der Hoffnung, er werde Alpdrücken bekommen und ängstlich werden. Es war alles umsonst. Er sah sich im Geiste schon mit der jungen Frau im Vierspänner durch die Siegesallee fahren. Merkwürdig: wenn's einem Deutschen in Amerika nicht recht gehen will, dann sind alle Amerikaner Schufte und Schwindler, wenn sie ihm aber ein bißchen zu schmeicheln verstehen, kann niemand den Glauben an ihre Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit erschüttern.

Es war spät geworden, als wir auseinander gingen. Das Lokal hatte sich inzwischen gefüllt. Fast an jedem Tisch wurde Skat oder Pinochle gespielt. Durch den dichten Tabaksqualm sah man im Hintergrunde immer noch den Rücken des Wirtes, der seit meinem Eintritt nicht aufgestanden war. Hinter dem Schanktisch stand die schöne Wirtin und antwortete auf die manchmal nicht ganz unverfänglichen Späße der Kunden, die ihr Bier stehend tranken, in gleicher Münze. Wir traten in die dunkle kalte Nacht hinaus. Die Straße war fast verödet. Nur hier und da sah man einen viereckigen Flecken matten Lichtes, wo noch ein Zimmer erhellt war. Der Kontrast mit dem lustigen Lärm in der Wirts-

ſtube ergriff mich unwillkürlich. Meine Stimmung wurde noch trüber, als ſich mein Schützling mit den Worten verabſchiedete:

„Morgen iſt Sonntag, da muß ich auf den Kirchhof, weil ein paar Kunden kommen. Ich denke, ich werde zwei ſchöne Steine los. Abends gehe ich zu ihr und Montag komme ich zu Ihnen."

Schade, dachte ich, daß du nicht ein moderner Dichter biſt! Der Grabſteinhändler mit dem unechten Liebesfrühling im Herzen, der vom Kirchhof zu der Dame mit dem rotſeidenen Unterrock eilt, die ſich für ein paar Dollars — denn viel hat der arme Kerl ja nicht — dazu hergibt, ihm etwas vorzugaukeln, das gäbe mindeſtens ein Bändchen. Lieber wäre ich aber noch der Künſtler geweſen, der die Vignetten zu der Geſchichte zeichnete. Da ich keins von beiden war, ging ich nach Hauſe, aber noch nicht gleich.

*

Mein Schützling beſuchte mich mindeſtens einmal in der Woche, um ſich Geld zu holen. Ich bewahrte nämlich ſeine Rente für ihn auf. Von ſeiner Verlobung wollte er mir viel erzählen, aber ich hörte ihm nicht mehr zu. Ich merkte, daß er ſich ſchuldig fühlte und durch lautes Lob ſeiner Zukünf-

tigen sein eigenes Gewissen beschwichtigen wollte. Ich ärgerte mich über ihn und über mich. Über ihn, weil er sich nicht raten ließ, und über mich, weil ich ihn nicht bewegen konnte, mir zu folgen. Dabei lebte er über seine Verhältnisse. Wenigstens brauchte er mehr Geld als früher, aber seine Gründe waren immer plausible. Endlich mußte er eine größere Summe haben; denn die Verlobung sollte wirklich und wahrhaftig am nächsten Tage vollzogen werden. Ich versuchte nochmals, ihm die Geschichte auszureden. Es war unmöglich, das Geld wollte er auch nur für einen einfachen Ring verwenden, den er im schlimmsten Falle zurückgeben konnte. Ich konnte 's ihm nicht verweigern.

Auf die Verlobungsanzeige wartete ich vergeblich mehrere Tage. Auch mein Schützling blieb länger als gewöhnlich aus. Als er mit Ring und Blumenstrauß bei der Schönen erschienen war, hatte ihm das Dienstmädchen mit Bedauern erzählt, das Fräulein habe nach Chicago reisen müssen, weil ihr Vater plötzlich erkrankt sei. Mit einem Extrazug selbstverständlich. Sie werde aber sehr bald schreiben. Mein Schützling war sehr gefaßt. Er glaubte immer noch an die Ehrlichkeit der Dame, versicherte auch steif und fest, er habe dem Vermittler keinen Pfennig bezahlt. Ich glaube, er muß während der

nächsten Wochen gehungert haben, denn er kam mit sehr wenig Geld aus. Ich hatte die Sache beinahe vergessen und neckte ihn nur hin und wieder damit, bis er mich eines Tages fragte, ob man einen Heiratsvermittler verklagen könne, dem man fünfzig Dollars bezahlt und der seinen Kontrakt nicht erfüllt habe. Leider war gar keine Aussicht vorhanden, einen Prozeß zu gewinnen. Das Geld war verloren. Ich meinte, man könne für weniger Geld einen rotseidenen Unterrock rauschen hören und beinahe verloben könne man sich alle Tage umsonst. Er aber glaubt noch immer an die Professorentocher mit den Millionen und ist überzeugt, daß sie nur seine Adresse verloren habe. An etwas Lebendiges muß sich ein Mensch doch halten, wenn er mit Grabsteinen handelt.

Alte Liebe roſtet nicht

„Der Kaiser darf das!“ Die hohe Tenorstimme mit dem leisen Anflug des Schnarrens brach fast bei dem Wörtchen darf, so erregt war der alte Herr, als er sein Ultimatum der Tischgesellschaft, die ihn geärgert hatte, ins Gesicht schleuderte. Das war immer der letzte Trumpf, den er ausspielte, wenn sich die Kollegen den Spaß gemacht hatten, deutsche Verhältnisse zu kritisieren. Zu ihrer Schande muß es gesagt werden, daß sie das beinahe jeden Tag taten, trotzdem er wirklich ein prächtiger Mensch war. Aber die Versuchung war zu groß; die harmloseste Anspielung, daß es in Deutschland auch unehrliche Menschen gäbe, brachte ihn in Harnisch, und wenn gar jemand eine abfällige Bemerkung über den deutschen Kaiser machte, konnte er förmlich wütend werden. Dabei rühmte er sich gerne liberaler Gesinnungen und behauptete, beim Regiment und später als Rittergutsbesitzer habe man ihn den Demokraten genannt, weil seine Ansichten selten mit denen

der Regierung übereinstimmten. Immer aber suchte er in langen, erregten Auseinandersetzungen zu beweisen, daß Ansichten und Tatsachen zwei verschiedene Dinge seien; man brauche mit dem Kaiser nicht einverstanden zu sein, aber es habe keinen Zweck das auszusprechen, denn: „Der Kaiser darf das."

Sie hatten ihn alle von Herzen gern, aber sein ganzes Wesen forderte förmlich dazu heraus, ihn zu uzen. Er war schon in reifem Alter nach Amerika gekommen und nach den üblichen Irrfahrten in einer Zeitungs-Redaktion gelandet, wo er sich als sehr brauchbar erwies, wenn er auch nie englisch lernte und bei den Übersetzungen die wunderbarsten Schnitzer machte. Zahllose Anekdoten, die ihm ihre Entstehung verdanken sollen, werden heute noch von New-Yorker Journalisten erzählt. Die alte preußische Pflichttreue hatte er sich aber bewahrt, und dazu gehörte auch die Bereitwilligkeit, im Dienst die eigene Meinung zu unterdrücken. Sie zeigte sich, wenn er einmal einen Leitartikel schreiben mußte. Da seine Zeitung die politischen Zustände in Deutschland vom liberalen Standpunkte aus behandelte, versuchte er ein gleiches zu tun und bekam dann regelmäßig eine Arbeit fertig, die dem ‚Vorwärts' noch zu stark gewesen wäre. Man setzte ihn daher bald an Ar-

beiten, mit denen er kein Unheil anrichten konnte, und diese führte er zur vollsten Zufriedenheit aus. Er fühlte sich überhaupt sehr wohl, wenn sein Einkommen auch nur klein war, so wohl, daß er einem Lotterie-Kollekteur der ihm durchaus ein Los aufschwatzen wollte, sagte: „Nee, lieber Mann, für die Arbeit, noch ein drittes Vermögen zu verwichsen, bin ich zu faul und zu alt geworden."

Etwas bequem war er freilich geworden. Es ist merkwürdig, wie leicht sich Menschen gehen lassen, wenn der äußerliche Zwang aufhört, dem sie ein ganzes Menschenalter hindurch unterworfen waren. Als unser Freund in Amerika anlangte, war er fast ein Dandy, patent vom Scheitel bis zur Sohle. Das ließ aber sehr bald nach, er legte immer weniger Wert auf das Äußere und beschränkte sich ganz auf den Umgang mit den engeren Kollegen, weil ihm sogar das Plätthemde, wie er es nannte, unbequem geworden war. Noch einmal flackerte sein Stolz auf, als die fünfundzwanzigste Wiederkehr der Schlacht bei Sedan gefeiert wurde; er ließ sich einen ‚König Albert-Rock', wie er den schwarzen Gehrock bezeichnete, bauen und erstand einen Zylinder, fuhr auch als Ehrengast des Kriegerbundes im Festzug mit, dann erlahmte aber seine Kraft. Fortan brachte er jede freie Stunde im Klub zu und spielte Pi-

nochle um einen winzigen Einsatz. Er konnte bei dem geisttötenden Spiel ganze Nächte hindurch sitzen. Die alte Jeuratze, die in Homburg und Monaco einst Vermögen gewagt hatte, vermochte es nicht, ohne die Karten in der Hand zu leben. Zum Jeu reichte es nicht mehr aus, und der Skat war ihm, wie er selbst sagte, zu anstrengend geworden. Erstorben war die Leidenschaft aber doch nicht, und das Spielchen war ihm immer noch wichtiger als das Essen. Beim Eintritt in das Speisezimmer erscholl stets das Kommando: „Eine Suppe, die Speisekarte und meine Karten," und ehe er sich hinsetzte, hatte er schon die Mitspieler für die Partie geworben. Dann aß er in aller Hast und litt es auch nicht, daß die andern sich Zeit nahmen. Wer in Ruhe speisen wollte, wurde nach jedem Bissen darauf aufmerksam gemacht, daß der Kartentisch schon bereit war. Beim Spiel begleitete er jede Karte mit einem liebevollen Worte: „Na, wie ist's mit der"; „Nun haben wir den"; „Was er haben muß, muß er haben"; „Das können wir nicht verhindern" und ähnliche Redensarten flossen in ununterbrochenem Strom aus seinem Munde. Wer nicht auf sein Spiel einging, nte konisch auf eine scharfe Zurechtweisung gefaßt machen, und manchmal gab es arge Zusammenstöße. Wenn dann laute Worte erschall-

ten, riefen die Billardspieler im Nebenzimmer, denen seine Gewohnheiten bekannt waren: „Wer hat wieder die Gemeinheit begangen, dem alten Herrn nicht Carreau nachzuspielen?“ Voller Neugierde hörte er auf alles, was im Nebenzimmer vorging, und unterbrach das Gespräch am Nebentisch durch gelegentliche Fragen, wie „Wer hat das gesagt?“ ohne indessen auf die Antwort zu warten. Dabei war er doch so in das Spiel vertieft, daß er es lange Zeit nicht merkte, als eines Tages sein Nachbar die Zigarre, die der alte Herr während des Spiels auf die Tischkante zu legen pflegte, hin und wieder aufnahm und weiterrauchte. Als er es endlich entdeckte, rief er mit seiner hohen Stimme ganz erschreckt: „Ach herrjeh, Sie rauchen ja immerfort meine Zigarre!“ Die Entschuldigung des Sünders, der wirklich auch an nichts gedacht hatte, nahm er ruhig entgegen und rauchte den Glimmstengel selbst zu Ende. Nur eins verließ ihn bis zum letzten Tage nicht: das warme Herz für das schöne Geschlecht. Wo er ein hübsches Mädchen sah, konnte er die Blicke nicht von ihm wenden, und fast pathetisch wirkte es, wenn er in einer dunklen Gasse durch den rhythmisch schwingenden Rock einer uralten und mordshäßlichen Italienerin, die er nicht zu erkennen vermochte, zu dem Ausruf veranlaßt wurde: „'n nettes kleines Mädchen!“

Da kam eines Tages ein anderer in den Klub, der den Alten schon in Deutschland gekannt hatte. Der war das gerade Gegenteil. In seinem Auftreten ganz amerikanisiert, war er doch noch der alte Soldat in seinen Gewohnheiten. Eigentlich bestand er aus zwei inkongruenten Hälften. Ein tüchtiger Geschäftsmann war er geworden, fast mehr als tüchtig, denn er verstand sich auf alle Kniffe und Ränke, die ihm Vorteil bringen konnten. Dabei sprach er aber fast nur von seiner Soldatenzeit und interessierte sich, wenn er nicht geschäftlich tätig war, für nichts anderes. Dem Alten gefiel es im Anfang, von vergangenen schönen Zeiten zu sprechen, bald wurde es ihm aber langweilig, und er meinte, er wolle lieber Karten spielen, denn mit den Sachen habe er ja abgeschlossen. So blieb der andere bei der Tischgesellschaft und erzählte nun, was der Alte für ein Prachtbengel gewesen sei, als er auf Kriegsschule in G. war. „Wie Milch und Blut, mit einem ganz kleinen blonden Schnurrbärtchen und hellen blauen Augen, der hübscheste Fähnrich in der Division," sagte er und fuhr fort: „Da in G. hätte er sich übrigens beinahe verplempert. Wir Fähnriche verkehrten dort in einer Konditorei, deren Besitzer zwei wunderhübsche Töchter hatte. In die jüngere war der Alte bis über die Ohren verschossen

und wollte sie durchaus heiraten. Geld hatte er ja, aber mit der Karriere wäre es natürlich zu Ende gewesen. Die Offiziere versuchten alles mögliche, um ihn zur Vernunft zu bringen, aber es fruchtete nichts. Ich glaube, er hätte das Mädel geheiratet, wenn nicht die Mobilmachung gekommen wäre. Da mußte er fort, und als er nach langer Zeit einmal zurückkam, war die Berta verheiratet."

Die schlechten Kerle, die den Alten so gerne neckten, horchten auf. Sie erkundigten sich genau nach dem Namen des Mädchens und nahmen dann allen Anwesenden das Versprechen ab, kein Wort über die Sache laut werden zu lassen. Ein paar Tage später wurde dem alten Herrn gesagt, eine Dame habe nach ihm gefragt. Das versetzte ihn auf einige Tage in Aufregung, dann machte er aber wieder ruhig sein Spielchen. Als die Dame dann aber in kurzen Zwischenpausen mehrere Male wieder erschienen war, erkundigte er sich doch näher. Sie sei nicht mehr jung, hieß es, aber noch recht stattlich und erst wenige Wochen in Amerika. Schließlich lich wurde er so aufgeregt, daß mit der Enthüllung nicht länger gewartet werden konnte, und so wurde ihm mitgeteilt, daß die Dame wiedererschienen sei, sie habe sehr bedauert, daß sie ihn immer verfehle, und gebeten, man solle ihm sagen, sie sei

die Berta Krause aus G. und wohne in einem Hotel in Hoboken. Den Namen des Gasthauses hatte niemand genau verstanden, aber an Vermutungen fehlte es nicht.

Der gute Alte war auf einmal wie verändert. Am Nachmittag erschien er gar nicht mehr im Klub. Zum Abendessen kam er wohl, aber er war immer aufgeregt und beim Spiel ungemütlicher als je. Ein paar Mal passierte es ihm sogar, daß er zu spät zur Arbeit kam, was ihm niemand übel nahm; denn er war ja sonst die Pünktlichkeit selbst. Auch trug er wieder die verhaßten Plätthemden und hatte sich einen neuen Schlips gekauft. Es hieß, er sei mit einer roten Nelke im Knopfloch gesehen worden, und es wurde sogar gemunkelt, er habe sich seinen Zylinder aufbügeln lassen. Im Anfang erkundigte er sich wohl, ob jemand nach ihm gefragt habe, dann ließ er es aber. Auf Scherze ging er gar nicht mehr ein, und als man ihn fragte, ob er auf Freiersfüßen wandle, wurde er unangenehm grob. Die Gemütlichkeit war aus dem kleinen Kreise, dessen Mittelpunkt der Alte gewesen war, verschwunden.

Etwas mußte geschehen, das war klar. Man machte sich also daran, dem Alten auf seinen Wegen nachzugehen. Da stellte sich heraus, daß er die paar freien Stunden, die er hatte, dazu benutzte, in Hoboken

nach der Berta Krause zu suchen. Das heißt, den richtigen Namen seiner einstigen Flamme wußte er gar nicht, da sie verheiratet gewesen war. Das machte die Arbeit doppelt beschwerlich, aber er scheute keine Mühe, ging von Hotel zu Hotel und fragte nach ihr. Da es in dem bekannten Vorort von New-York, in dem sich die Landungsstellen der deutschen Dampfer befinden, sehr viele Hotels gab und man dabei auch in jedem etwas verzehren mußte, wollte die Forschungsreise kein Ende nehmen und übte auf die Gesundheit wie auf den Geldbeutel des Alten einen entschieden schädlichen Einfluß aus. Man mußte ihn also retten. Aber wie? Einer der Schlauesten von der Tafelrunde kam auf den erlösenden Gedanken. Er bewog eine alte und dabei unglaublich häßliche Irländerin, für Geld und gute Worte eines Abends in den Klub zu kommen. Als sie erschien, wurde der Alte, der natürlich am Kartentisch saß, benachrichtigt, die ‚Dame in Schwarz' sei wieder da und habe nach ihm gefragt. Mit vor Aufregung zitternden Händen knöpfte er sich die Weste und den obersten Knopf des Beinkleides, den er gewöhnlich öffnete, zu, zog den Rock an und eilte in die Vorhalle. Aber kaum hatte er sein vermeintliches Lieb erblickt, als er wie vom Blitz getroffen zurückprallte, in das Spielzimmer entfloh und einem

Freunde zurief: „Um Gottes willen, sagen Sie ihr, ich wäre verreist und käme erst in sechs Monaten wieder.“ Dann machte er sich's bequem und brüllte seinen Nachbar förmlich an:

„Worauf warten Sie eigentlich? Warum geben Sie nicht Karten? Wir hätten ja schon drei Spiele machen können!“

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 35

Deutscher Adel um 1900

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Erster Teil

Sylvester von Geyer

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

Aus den Besprechungen

Bonner Zeitung (Professor Berthold Litzmann): Ein Mann führt hier die Feder, dem es mit dem Leben ebenso ernst ist, wie mit seiner Kunst. Mehr noch, der mit der vollen Überzeugungskraft des Menschen, der das Leben und die Menschen seiner Zeit genau kennt, den Glauben an die sittlichen Kräfte seiner Zeit im Herzen trägt und die verficht . . . Das Buch ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkordes freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Bremer Nachrichten: Der Roman „Sylvester von Geyer" zählt zu den hervorragendsten Arbeiten, die aus der Moderne hervorgewachsen sind. Es ist wirklich kein großes, allgewaltiges Schicksal, das uns der Autor vorführt, es ist nur die Erzählung eines simplen Menschenlebens, eines jungen Menschen vom Armeeadel, in den drei ersten Stadien seiner Militärlaufbahn: Kadettenschule, Kriegsschule und Leutnantszeit. Aber dennoch greift uns dies winzige Soldatenschicksal wild ans Herz, es macht uns aufstöhnen und wieder lachen, mitleidend und mitjubelnd. Das kommt, weil dies Schicksal in seiner Einfachheit so ergreifend wahr, so sehr intim und gegenständlich berichtet wird, daß wir es selbst mitleben. Dieser Jüngling Sylvester, der sich mit seiner nur mittleren Begabung so tapfer und unverzagt den Weg bahnt, dem Kleines und Kleinliches zum Fallstrick wird, der, eben eines kleinen, seligen Liebesglückes froh, an der Schwelle zur emporführenden Laufbahn durch eine tückische Krankheit ins frühe Grab gerissen wird, ist eine so erschütternde, herrliche Gestalt, der niemand seine Teilnahme versagen kann. Es ist dabei ein Buch, das man getrost in die Hand der Jugend geben kann, auf die es, mehr als alle Moralpredigten, vorbildlich und tieferziehlich wirken müßte.

Der Kunstwart: Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem schönen Buch und den deutschen Armeeadel zu diesem Schilderer.

Dresdener Anzeiger: Ompteda hat dem Offiziersstand in diesem Werke ein echtes und rechtes, ein leuchtendes Denkmal gesetzt, wie es nur aus dem Geist, dem Herzen, der Gesinnung eines ebenso großen Menschen als Dichters geboren werden konnte.

Dresdener Zeitung: Das ist ein Feiertagsbuch, wie es der Kunst nicht allzuoft beschert wird, ein Buch, das noch lange im Banne hält, nachdem das letzte Wort verklungen. Und in welch' schönem, feierlich lieben Bann! Als wär' er uns selber gestorben, der feinfühlige, innerlich scheue junge Offizier, mit der stockenden Zunge und dem weitfliegenden Herzen. Ein so treues, so inniges Buch! Echt im kleinen, wahr im großen, in den Grenzen

so streng und innen so voll flüssigen Lebens, von einer so schlichten, selbstverständlichen Natürlichkeit, als käme es geradenwegs vom Schönen, Wahren und Guten.

National-Zeitung (Friedrich Spielhagen) schreibt in einer ausführlichen Besprechung des Werkes u. a.: Ich bekenne gern, seit langer Zeit keinen Roman gelesen zu haben, der mich innerlich so tief bewegt, den ich mit einem so herzlichen Gefühl der Befriedigung aus der Hand gelegt hätte.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Bis ins kleinste Detail ist die packende Handlung dem wirklichen Leben abgelauscht und die Fülle der Gestalten, die dieselbe bewegen, sind mit voller Wahrheit und Treue gezeichnet. Wir raten allen jungen Offizieren dringend die Lektüre dieses trefflich geschriebenen Romans.

Reichswehr: Nicht nur der Offiziersstand ist um eine warmherzige, verständnisvolle Würdigung, auch die deutsche Literatur ist um ein sympathisches und schönes Buch bereichert worden. — — Die schlichte Wahrheit treu beobachteter Lebenszüge ist es einzig, was Ompteda uns darbietet. Auch auf alle „Spannung", auf jeden breit angelegten „Konflikt", ja im strengen Sinne auf „Handlung" hat er verzichtet. Er bietet uns nichts als sein „Menschenleben" und dieses fließt gar einfach und normal dahin, in den großen Zügen von vielen tausenden anderer nicht unterschieden, nur in den kleinen Zügen, da eben steckt das Aparte, da steckt das Animalische und Warme, da steckt Reiz und Zauber des Individuellen. Und dieser Sylvester von Geyer ist ein so lieber, freundlicher und ehrlicher Junge, so wacker, anstellig und bescheiden, wie man ihn sonst nur bei einem Meister der deutschen Prosa-Erzählung heute noch findet: beim alten Theodor Fontane, und der darf denn wohl auch, mehr als irgend ein Künstler des Auslandes, als das Muster und Vorbild Georg von Omptedas angesprochen werden.

Über Land und Meer: Sylvester von Geyer möchte ich ein Erziehungsbuch für Eltern nennen. Wer es mit Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende liest, wird viel von seinem eignen Leben, seinen eignen Empfin-

dungen und den Einflüssen auf seine Charakterbildung, seine Gedanken und Taten darin finden. Und er wird sich an mancher Stelle sagen: Halt, hier wurde der erste, verhängnisvolle Fehler begangen, und hier ist die weiche Stelle, an der anzusetzen du auch bei deinen Kindern nicht versäumen darfst. Besonders die weit verbreitete vornehme Armut mit ihren Leiden und Freuden, Enttäuschungen, Bitternissen und Empörungen wird in „Sylvester von Geyer" ihr getreues, rührendes und ergreifendes Spiegelbild erblicken. — Sylvesters Lebens- und Entwicklungsgang ist mit geradezu dramatischer Lebendigkeit wiedergegeben: eine festgefügte Kette von inneren und äußeren Ereignissen, die ohne Hast dem frühen Ende des Helden entgegengleitet. Sein Tod hat nichts Tragisches. Er, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hat, dem eben die ersten Strahlen der Liebe und einer friedvollen Zukunft aufzugehen scheinen, unterliegt einer tückischen Krankheit, stirbt als Knabe, weil ihn die Götter lieben.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Zu dem Gehaltvollsten, was das Jahr hervorgebracht, rechne ich den Roman „Sylvester von Geyer", das neueste Werk des schaffenseifrigen Freiherrn Georg von Ompteda. Der Roman erfreut in erster Linie durch den bedeutsamen Vorwurf. Ompteda sucht ein ganzes Menschenleben mit all seinen herben und köstlichen Erfahrungen, mit all seinen Siegen und Niederlagen vor dem Leser zu entrollen, ein Menschenleben, das typisch ist für eine bestimmte, kulturell wichtige Schicht unseres Volkes: den deutschen Armeeadel. Diesen Stoff zu gestalten war kein andrer so berufen durch Talent und durch Lebensgang wie Ompteda: ich möchte sagen, er mußte diesen Roman schreiben, denn nur er konnte ihn schreiben. Offenbar hat ihn selbst das Gefühl dieses Berufenseins beseelt, und darum hat er seine Aufgabe in großem Stil aufgefaßt und gelöst.

Vossische Zeitung: Das Werk gehört als Gesellschafts- und Menschenschilderung ohne Zweifel zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Erzählungsliteratur.

Deutscher Adel um 1900

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweiter Teil

Eysen

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

Aus den Besprechungen

Allgemeine Zeitung (München): In seinem neuesten Buche, dem Roman „Eysen", hat der Autor sowohl nach der Anlage, als der Durchführung alle seine bisherigen übertroffen, und es ist ihm darin ein großer Wurf gelungen.

Deutsche Wacht: Die große Schwierigkeit, die weitverzweigte Familie um eine Handlung zu gruppieren, hat der Verfasser mit seltenem Geschick überwunden. Noch mehr als dieses technische Kunststück muß die Meisterschaft anerkannt werden, mit welcher die einzelnen Typen lebenswahr und lebenskräftig gezeichnet sind.

Deutsche Welt: Ein ausgezeichneter Roman und dabei ein großes zeitgeschichtliches Gemälde voll Leben und national-sittlichem Gehalt, wie Georg Freiherr von Omptedas Werk „Eysen" wird uns nicht alle Tage beschert. . . . Aus dem ganzen Buch vom deutschen Adel um 1900 weht tapferer, geistig und künstlerisch

selbständiger deutscher Geist: der neue Geist der Tatenfreude, die alte Lust am Wollen und Wagen, auf die neuen Ziele unserer Zeit gerichtet!

Dresdener Journal: Das Bild ist mit satten, kräftigen, doch nicht mit grellen Farben gemalt und zeichnet sich durch einen seltenen Reichtum scharf gegeneinander abgehobener Figuren aus, deren keine des Lebens entbehrt. Das Verhängnis, das aus der Vorstellung hervorgeht, daß der Träger eines guten Namens zum Genuß und zur willkürlichen Passion geboren sei, schreitet in dem Roman Omptedas ebenso seinen Gang, als das Gedeihen, das aus der ehrlichen Hingabe an den Ernst des Lebens, an einen Beruf erwächst; wie mit hundert Stimmen hallt es durch die ganze Erfindung hindurch: Adel verpflichtet, Arbeit adelt, Arbeit schändet nie! Der kulturhistorische Wert des Romans, auf den sich so viele Besprechungen berufen, ist gewiß nicht gering, aber höher steht uns die Lebenswahrheit und das feine Gefühl für das Recht der Mannigfaltigkeit des Lebens. Die künstlerische Haltung des Ganzen gibt sich vornehmlich in der Bestimmtheit kund, mit der der Verfasser den Versuchungen zu Romaneffekten ausweicht und immer auf dem Boden der Wirklichkeit und des seelisch Begründeten bleibt.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zurzeit an modernen Romanen überhaupt besitzen. . . . So einfach und ungekünstelt, so scheinbar nüchtern aus dem Leben einfach abgeschrieben diese Vorgänge sind, so sehr offenbart sich in diesen Schilderungen das Genie des wahren Dichters, der ohne von der Alltagswahrheit abzuweichen uns die Dinge so darzustellen weiß, daß man tief bis ins Innerste gepackt wird und mit dem Gemüte aufnimmt, was aus tiefinnerlichem warmen menschlichen Empfinden heraus der Erzähler anspruchslos und doch ergreifend vorträgt.

Kölnische Zeitung: Eine reiche schöpferische Kraft arbeitet die Gestalten zu voller Plastik aus, und ohne Kleinigkeitskrämerei fein detaillierend, gibt uns der Verfasser vollen, starken Lebensatem. Von einer besondern

literarischen Richtung ist weiter nichts zu bemerken. Wir haben nur jenen gesunden Realismus vor uns, der scharf beobachtend die Wahrhaftigkeit der Dinge künstlerisch wiedergibt, von menschlichen Dingen erzählen will, wie sie sind. Das Buch berührt außerdem keine heiklen Fragen, man kann es in diesem Sinne als Familienunterhaltung bezeichnen. Freilich werden unreife junge Dämchen daran kaum so viel Gefallen finden wie an Ganghofers vorher genannten Geschichten, sich sogar dabei langweilen, zumal wenn sie nicht selber adelig sind. Reife Menschen aber, die sich für menschliche Dinge interessieren und denen das moderne Leben in allen seinen Äußerungen beachtenswert erscheint, werden dem hervorragenden Sittengemälde tiefe Aufmerksamkeit widmen und reichen Genuß an solcher lebendigen Kunst der Menschendarstellung finden.

Leipziger Tageblatt: In all diesen Charakteristiken steckt der eminent kulturhistorische Wert der Arbeit, die noch vielen Generationen als Quelle für ihre Erforschungen der Adelsverhältnisse unseres Jahrhunderts dienen wird.

Leipziger Zeitung: Der Roman „Eysen" ist das letzte größere Werk, das uns die Hochflut der diesjährigen Weihnachtszeit auf den Schreibtisch geworfen hat. Uns dünkt, es sei auch das erschütterndste und geistig hervorragendste. Omptedas „Sylvester von Geyer" hat schon — keine geringe Ehre das — den Weg gefunden auf die Bücherlisten Professor Anton Schönbachs in seinem allbekannten Buche über „Lesen und Bildung". Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß dem Roman „Eysen" bald genug ebenfalls dort ein Platz angewiesen werden wird. Er verdient ihn in vollem Maße.

Literarisches Zentralblatt: . . . es weht etwas von dem Geiste unserer größten Romandichter in diesem Werke, wenigstens ich habe von dem Geiste der Alexis, der Freytag und Fontane einen Hauch verspürt und hoffe das Gleiche von jedem Leser, der ohne Vorurteil und mit dem nötigen Ernst an die Lektüre dieses Adelsromans geht. Möge es für die deutsche Literatur des neuen Jahrhunderts ein gutes Vorzeichen sein,

daß ein so durch und durch deutscher, hoffnungsfreudiger, tapferer und auch künstlerisch selbständiger Roman an seiner Schwelle steht, eine wirklich dichterische Tat.

Neue Badische Landeszeitung: Ein hochinteressantes Zeitbild, ein Werk, das für sich selbst spricht, das seinen Weg in die Häuser und in die Herzen finden wird, auch ohne besondere Empfehlung.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Dieser Roman ist wahrhaftig eine Dichtung im vollen edlen Sinne.

Neues Wiener Abendblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungsliteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat.

Straßburger Post: Seine neueste Arbeit bildet den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens. Sie ist ein großes, figurenreiches, in kraftvollen Farben mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit als Begabung ausgeführtes Bild einer zeitgenössischen Adelsfamilie, die Arbeit eines Mannes, der es ernst nimmt mit dem Leben und mit seiner Kunst, eines Mannes voll Geist und Herz, der viel gelernt und gelesen, beobachtet und gedacht hat.

Westermanns Monatshefte: Eysen ist ein kulturgeschichtliches Gemälde aus der Gegenwart von allererstem Range, ein Werk, das auch in künstlerischer Beziehung noch über dem „Sylvester Geyer" steht. Es lebt der eigenste Geist unserer Zeit in dieser Familiengeschichte, jene echte deutsche Tatenfreude, die unsere Besten heute beseelt, jener über Länder und Meere schweifende Wagemut, der seinen neuen Idealen ein neues Haus zu bauen trachtet. „Eysen" ist vielleicht der gesundeste, tapferste und zugleich modernste deutsche Roman, der uns seit Fontanes Tode geschenkt worden ist; der hoffnungsfreudige Aufschwung des Werkes teilt sich dem Leser mit: erhoben, gestärkt und gestählt steht man von diesem Buche auf und kehrt freudiger an sein Tagewerk zurück: das allein ist beredtes Zeugnis genug für den hohen dichterischen Wert der Schöpfung.

Deutſcher Adel um 1900

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Dritter Teil

Cäcilie von Sarryn

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

Aus den Beſprechungen

Baſeler Nachrichten: „Cäcilie von Sarryn" iſt mehr als eine Unterhaltungslektüre edelſter Art, es iſt ein Erziehungsroman, dem wir wenig Ähnliches zu vergleichen wiſſen.

Wir haben ſchon wiederholt auf den Mangel an erzieheriſch wirkenden Schriften für die weibliche Jugend hingewieſen und bedauert, daß alle Schriftſtellerinnen, die für die „jungen Mädchen" ſchreiben, gewiſſermaßen auf den Mann dreſſiert ſind, das heißt daß ſie ihre Erzählungen nicht anders als mit der Hochzeit oder mindeſtens der Verlobung ſchließen laſſen, während der Tätigkeitstrieb der Heldinnen kaum geſtreift, die Notwendigkeit eines Berufes für dieſelben nur aus äußern Zwangszuſtänden hergeleitet wird. Nun iſt endlich ein moderner Roman geſchrieben worden, der mit künſtleriſcher Kraft dieſes Thema von der andern Seite anfaßt. Und daß Ompteda gerade den Typus der alten Jungfer gewählt hat, daß er dieſe aus den Klauen

der Humoresken- und Schwankpoeten gerettet hat, sei ihm noch besonders angerechnet. Wir wünschen dem Buche viele Leserinnen, damit es fruchtbar werde, erzieherisch wirke und nicht nur als Lektüre an sich erfreue.

Berliner Neueste Nachrichten: Vielen Leserinnen wird es bei der Lektüre dieses ausgezeichneten Buches klar werden, daß neben Heiraten oder Studieren ein Mädchen auch noch in anderer Weise einen neidenswerten Platz in der Welt ausfüllen kann. Richtig verstanden, wird dieser Roman viele Tränen trocknen und manchem verzagenden Herzen neuen Lebensmut und Hoffnung schenken.

Das literarische Echo: Wie diese reine Frauenseele ganz in der Stille am Leben reift und sich weitet, wie sie in demütiger Andacht den leise an sie herantönenden Stimmen des Lebens lauscht, das ist wundervoll fein empfunden und geschildert. „Cäcilie von Sarryn" gehört zweifellos zu Omptedas besten Schöpfungen. Es ist ein Meisterstück.

Deutsche Arbeit: Die Gestalt der Heldin Cäcilie ist ganz köstlich, vorzüglich sind die einzelnen Typen, aus denen sich die allmählich heraufrückenden Generationen zusammensetzen, und rein und kraftvoll ist die Weltanschauung, die der Autor, so wenig er mit seiner Person hervortritt, seinem Buch unvermerkt aufzudrücken weiß. —

Die Post: Es ist ein Buch der freudigen, lächelnden Entsagung; ein Buch zum Ruhm jener besten Frauen, von denen man wenig spricht, und die doch in ihren Familien stets die guten Engel in bösen Stunden gewesen sind. Es sollte vielen Frauen, die nur die Genußfreude und das rauschende Leben kennen wollen, in die Hand gegeben werden, damit es erzieherisch und auch tröstend wirke. Und gesunde junge Mädchen sollten es lesen, damit sie an der Hand eines klugen und gutherzigen Dichters eintreten in einen wunderreichen Wirkungskreis, den sich auch die auf Eheglück verzichtende Frau schaffen und erhalten kann.

Düna-Zeitung: Dieser Omptedasche Roman gleicht ganz seiner Heldin: äußerlich in der Diktion und Technik, in der Inszenierung und den Kulissen des Schauplatzes

ist er unscheinbar, aber er hat die beauté intérieure. Es ist schriftstellerisch ganz außerordentlich, wie rein es Ompteda gelungen ist, seinen Roman aus dem Durchschnitt menschlicher Verhältnisse symbolisch zu stimmen und in den Alltag hinein Ewigkeitsglocken tönen zu lassen, ohne auch nur an einer Stelle eine selbstgefällige bewußte Augurenpose anzunehmen.

Jenaische Zeitung: So ist der ganze an feinen Bemerkungen und tiefen Reflexionen reiche Roman ein wertvoller Beitrag zur Frauenfrage: gegenüber den Auswüchsen der Frauenbewegung, gegenüber dem weit einreißenden Blaustrumpftum eine Apologie des Weibes, sei es Frau, sei es alte Jungfer, das sich in unermüdlicher Fürsorge für das Wohl seiner Lieben den schöngeistigen Gebieten nicht zuwenden kann, und dessen Leben doch auch köstlich ist, eben weil es Mühe und Arbeit für seine Nebenmenschen ist.

Kölnische Zeitung: Der Reiz des Werkes liegt in der überaus feinen Beobachtung der Lebenswirklichkeiten eines bestimmten sozialen Kreises, die uns übrigens ohne überladene Kleinmalerei, ohne die allermodernste Stilartistik im natürlichsten Ton vorgeführt werden und vor allem in der hohen seelischen Anmut des prächtigen Fräuleins, das ein feiner Duft rührenden Humors umgibt. Ompteda hat da eine Gestalt geschaffen, die eine tief im deutschen Familienleben wurzelnde Huldigung an die alten Fräuleins bedeutet.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Wer dem großen, liebevoll gezeichneten Charakterbild folgt, das uns Ompteda in seiner Cäcilie vorführt, der wird finden, daß er, indem er seine Heldin zur Erzieherin ihrer verwaisten Neffen und Nichten werden läßt, zugleich einen Erziehungsroman großen Stils, den Roman der Selbsterziehung bietet, daß jede Lehre, die sie den ihr Anvertrauten zuteil werden läßt, zugleich eine Lehre, eine Erfahrung für sie selbst wird. Gerade bei diesem Buch muß besonders betont werden, daß es dem Verfasser hier, wie selten, gelungen ist, seine sittlichen Ideen in einer überaus spannenden Handlung, in farbenreichen, vielseitigen Lebensbildern zum Ausdruck zu bringen. Seine „Cäcilie von Sarryn", wird allen, die an den tüchtigen Erzeugnissen

einer gesunden Literatur sich gern erfreuen, insbesondere aber unserer erwachsenen weiblichen Jugend eine schöne Weihnachtsgabe sein.

Pastoralblätter (Dresden): Ompteda zeichnet in einer fortlaufenden Reihe von Episoden das Leben einer alten Jungfer. Aber das ist ein Leben, köstlich in Mühe und Arbeit, ein Leben, das sich auswirkt in aufopfernder, sich selbst vergessender Liebe. Cäcilie von Sarryn ist der Typus einer rechten Christin, welche sich den Glauben und die Gemütsreinheit eines Kindes bewahrt hat und dabei die Tatkraft und Entsagungsfähigkeit eines Helden besitzt. Das Buch soll daher auch an dieser Stelle aufs freudigste und dankbarste begrüßt werden.

Prager Tageblatt: Das Buch klingt in den Akkord aus, der Zola's „Fécondité" tönend durchzieht, ein erhebender, heilig menschlicher Klang. Man kann dies jüngste Werk Omptedas unbedenklich für ein Meisterwerk erklären und muß die Zartheit der Hand, die es schrieb, aufrichtig bewundern.

Tagesbote (Brünn): Die wohltuende Schlichtheit der Erzählung, die auf jede Effekthascherei und auf alle die tausend Mätzchen verzichtet, welche so viele unreife Autoren für modern halten, erhebt diese einfache und handlungsarme Erzählung zum wahren Kunstwerk. Hier kann man wieder einmal sehen, wie sehr es beim echten Schaffen auf das Wie, und wie wenig aufs Was ankommt.

Über Land und Meer: Wir wollen das Buch als eine beherzigenswerte, die sittliche Kraft in hohem Grade stählende Lektüre für heranwachsende Mädchen besonders warm empfehlen.

Westermanns Monatshefte: Der tapfere Geist, der in dem Buch lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Roseggers, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn" ist ein Hohelied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes" — ein Hohelied und eine hohe Mahnung, ein Buch für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahr nur ein- oder zweimal geschrieben wird.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

LEJL 10

LASHLIGHTS

MENTAUFNAHMEN AUS DEM LEBEN ER AMERIKANISCHEN GROSSSTADT

VON GEORG VON SKAL

EGON FLEISCHEL & CO. BERLIN

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin

Werke von

C. VIEBIG

Romane

Rheinlandstöchter | Es lebe die Kunst

Die Wacht am Rhein | Das schlafende Heer

Preis jeden Bandes: geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Weiberdorf | Vom Müller-Hannes

Dilettanten des Lebens

Preis jeden Bandes: geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Das tägliche Brot

Zwei Bände

Preis: geh. M. 8.—; geb. M. 10.—

Novellen

Vor Tau und Tag

Die Rosenkranzjungfer

Preis jeden Bandes: geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Kinder der Eifel | Naturgewalten

Preis jeden Bandes: geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

Deacidified using the Bookkeeper process
Neutralizing Agent: Magnesium Oxide
Treatment Date:
MAY 1998
BOOKKEEPER
PRESERVATION TECHNOLOGIES, L.P.
111 Thomson Park Drive

LIBRARY OF CONGRESS
0 014 221 833 1